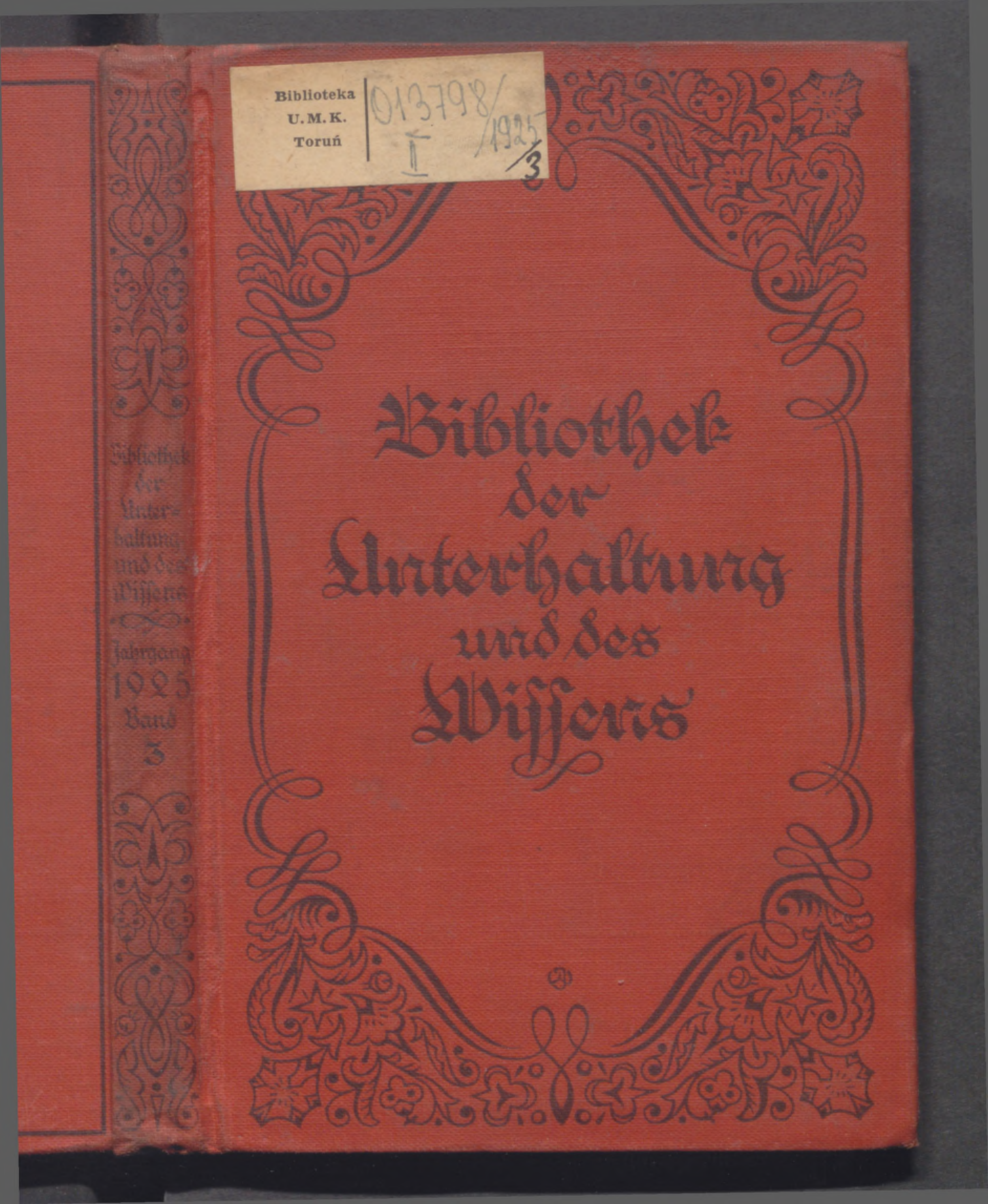


Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens
Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens
Jahrgang 1925
Band 3


BÜCHER VON
SAMMLUNG
HANS·R·SCHULZE



Gefährliche Gäste

Nach einem Gemälde von M. Wachsmuth

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Mit Originalbeiträgen von
hervorragenden Schriftstellern und Gelehrten
sowie zahlreichen Illustrationen

3. Band / Jahrgang 1925



Union Deutsche Verlagsgesellschaft
Stuttgart / Berlin / Leipzig / Wien



Druck und Copyright der Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart

Inhaltsverzeichnis

Mannigfaltiges

Rätsel

Zwei Kunstblätter

Der rote Schrecken

Erzählung von Fritz Sänger / Schluß

Elise Jumk hätte ihr Wort, das sie dem Edi gegeben, nicht halten müssen, sie konnte ein andermal ins Städtchen gehen, oder auch mit der Bahn fahren, statt den Weg durch den Wald zu nehmen. Aber trotz aller Unannehmlichkeiten und Mühen, die es jetzt daheim gab, mußte sie doch oft an den jungen Menschen denken, und sie gehörte zu den Frauen, die nicht hart bleiben können.

Eine mütterliche Freundin wollte sie ihm werden, so dachte sie, und sie ging am Samstag früh in den Wald, gerade den Weg, auf dem er sie erwarten mußte.

Sie war noch keine drei Minuten im Hochwald gegangen, als er hinter einer Buche vortrat.

Er faßte ihre Hand und sagte: „Ich danke dir!"

Sie machte sich los: „Das sollst du nicht tun, wir wollen grad so plaudern wie sonst."

Damit war er einverstanden, er wollte ja nur das Glück genießen, neben ihr bleiben zu dürfen, und sie gingen und sprachen von der Schule. Sie fragte ihn, was er alles lernen müsse, und da konnte er ihr viel erzählen.

Sie gingen gleichmäßig im gewöhnlichen Schritt, nur wenn irgend eine Blume am Wege stand, bückte er sich, um sie zu pflücken.

Als sie dahin gekommen waren, wo der Wald zu Ende war, sagte sie freundlich: „Es ist mir lieber, wenn du umkehrst."

„Aber die Blumen darf ich dir geben?"

Sie griff danach, er nahm aber drei blaue Glockenblumen heraus.

„Die will ich dir ins Haar stecken."

„Aber das mußt du schnell tun, daß es niemand sieht."

Sie nahm den Hut ab und neigte den Kopf. Sorgfältig flocht er die drei Blumen in ihr Haar.

Damit wär's genug gewesen, aber Edi Stark faßte rasch den Kopf und küßte die Haare.

Sie wurde rot und ging schnell weiter.

Als sie auf dem freien Feld ging — er war im Wald geblieben — fiel ihr ein, daß sie doch ein wenig zu jung war, um Edi Starks Mutter sein zu können, und sie schritt eiliger zu und sah nicht mehr zurück.

Als am nächsten Sonntag die Familie des Bürgermeisters zusammen beim Nachtessen saß, kam Edi Stark und sagte, er hätte dem Nachbar Eier gestohlen, man solle ihn über Nacht in den Ortsarrest sperren.

Darüber waren alle so betroffen, daß sie nicht wußten, ob sie etwas sagen sollten.

Des Bürgermeisters Töchterlein, die eine Schulkameradin des Edi gewesen, solange er noch die Volksschule besucht hatte, fragte: „Wo hast denn die Eier?"

„Die hab' ich roh gegessen, ein ganzes Dutzend, grad so verschlungen!"

„Das ist nicht wahr, Edi, du hast an Ostern vor fünf Jahren nicht einmal gekochte Eier essen können, rohe magst du erst recht nicht, und ein Dutzend würde dir eine ganze Woche reichen, auch wenn du's jetzt essen könntest!"

Der Edi war ertappt; er suchte nach einer andern Lüge.

„Dann bin ich dem Schulmeister durchs Gras gelaufen, dafür will ich auch eingesperrt werden."

„Dann bekommt dein Vater einen Strafzettel, und nur wenn er ihn nicht bezahlt, wirst du eingesperrt, aber nicht in der Nacht."

So erklärte der Bürgermeister die Angelegenheit.

„Das hab' ich mir einfacher gedacht. Was muß man denn tun, um eingesperrt zu werden?"

Die Bürgermeisterin fragte: „Bist du denn ganz aus dem Häusel, warum soll man dich denn einsperren?"

„Daß niemand sagen kann, falls es heute nacht wieder brennt, ich hätt' Feuer gelegt."

„Es brennt heut nacht nicht, wie haben drei Wächter auf dem Rathaus," sagte des Bürgermeisters Sohn Wilhelm.

„Wegen dem einen, der bisher darauf war, hätte es an drei Orten auf einmal brennen können, wenn ihr drei habt, kann's noch immer an einem Ort brennen; sperrt mich lieber ein, Bürgermeister."

„Ich darf's nicht tun, dein Vater würde mir schön auf den Kopf kommen."

Edi Stark stand ratlos. Da erhob sich das Mädchen, kam zu ihm, faßte ihn unter den Arm und sagte: „Ich geh' mit dir, ich hab' so noch was mit deiner Schwester zu bereden, ich sag' dann, sie sollen dich daheim einschließen."

„Du mußt erst essen!" rief die Mutter der Tochter zu. Aber die beiden gingen rasch hinaus.

Auf dem Weg lief sie mehr als sie ging, zog Edi mit, brachte ihn heim und sprach dann mit seiner Schwester, während Edi in seiner Stube saß.

Kurz nach Mitternacht bezogen die sieben Mann Jörg Walters ihre Posten, sie waren alle mit Stöcken und alten Reiterpistolen versehen; die Schußwaffen hatten sie mit Salz geladen, denn, wie Jörg sagte: von einer Salzladung ins Schenkelfleisch könnte einer genug haben. Der Feuerreiter stand mit seinem Gaul bereit.

Bis ein Uhr warteten die sieben, dann zogen sie sich

langsam nach dem Dorf zurück. Da sah Jörg den ersten Feuerschein. Da er gerade in der Nähe der Kirche war, die offen stand, ging er hinein, zog ein paarmal an der Glocke und eilte dann auf seinen Posten. Welches Haus brannte, wußte er noch nicht.

Viele hatten in den Häusern auf das Glockenzeichen gewartet; von den meisten war jeder daheim geblieben, weil keiner wußte, ob die Reihe nun nicht an ihn kam.

So war es möglich, daß die Leute diesmal sich schnell auf dem Brandplatz einfanden. Die sieben blieben, wie verabredet, längere Zeit auf ihrem Platz, aber ohne Ergebnis.

Der Brand war diesmal kleiner, aber doch viel schrecklicher.

Das Gemeindehäusel am Rand des Dorfes brannte, in dem eine arme, kinderreiche Familie wohnte, die kein eigenes Heim besaß und keine Miete zahlen konnte.

Der Mann war ein gutmütiger, duseliger Mensch, ein kleiner Landwirt, der eine Kuh, fünf Hühner, Hasen und was sonst dazu paßte, besaß, und nebenbei als Taglöhner schaffte, wo sich Gelegenheit bot. Die Frau hatte mit sechs kleinen Kindern genug zu tun und kränkelte meist.

Da ihr Heu auf dem Speicher untergebracht und überdies das Haus fast ganz aus Holz gebaut war, so konnte auch hier das Gebäude nicht gerettet werden. Nachdem man die Kinder herausgeholt hatte, brachte man an Möbeln und Kleinkram in Sicherheit, was noch irgend ging.

Kaum eine Viertelstunde nach dem ersten Feuerlärm mußte man alles brennen lassen und suchte nur des Nachbars Scheune zu retten, um das Weitergreifen des Brandes zu verhüten.

Zitternd und heulend standen das Weib und die Kinder bei den Resten ihrer armseligen Habe. Jetzt zum erstenmal lernte man den ganzen Schrecken eines solchen Unglücks kennen.

Der arme Schluppi, dessen Habseligkeiten da brannten, hatte keine Feinde, und Neider konnte er keine haben. Er war ein bedauernswerter Mensch, der sich so gut durchs Leben schlug, wie es ihm möglich war.

Jetzt war sein Elend grenzenlos. Zum Verlust durch die Flammen kam noch, daß sein Weib zusammenbrach und ohnmächtig vom Platz getragen werden mußte. Und das war keine gewöhnliche Ohnmacht, sondern die Aufzehrung der letzten Kraft; eine lange Erschöpfung mußte folgen, wie es denn nachher auch geschehen ist.

Die Kinder weinten der Mutter nach und jammerten. Schluppi schien zu allem andern auch noch den Kopf verloren zu haben, er lief mit den gleichgültigsten Dingen hin und her und war kaum fähig, sich aufrecht zu halten. Als er wieder einmal über den Platz kam, ein paar alte Kehrbesen in den Händen, fragte er die ihm am nächsten stehende Emma Starf: „Wo soll ich denn das unterbringen?" Da kam dem Mädchen ein Gedanke.

Sie ließ den verstörten Mann stehen, nahm ein fünfjähriges Büblein, das auf einer Holzkiste saß und weinte, bei der Hand und sagte: „Komm, für die nächste Zeit will ich für dich sorgen." Sie ging mit ihm weg, und brachte es heim in ein weiches, sauberes Bett.

Dies schlichte Tun, das alle mit angesehen hatten, machte mehr Eindruck als die beste Rede hätte wirken können. Es waren Leute da, die sich nicht von dem Mädchen beschämen lassen wollten. Jörg nahm ein Mädchen von acht Jahren und gab es seiner Mutter, die auch auf dem Platz stand.

Die Bürgermeisterin wollte auch nicht zurückstehen, sie nahm ein vierjähriges Kind, und bald waren alle verteilt, ohne daß sich Schluppi zu sorgen brauchte, wo sie für die nächste Zeit Essen und Kleidung finden sollten.

Als der Brand vorbei war und das Mannsvolk in die Wirtshäuser ging, da geschah noch einmal etwas, das allen Gelegenheit bot, sich von der guten Seite zu zeigen.

Die Stimmung war diesmal ernst. Man trank sein Bier und seinen Wein und sprach ruhig. Ein Feuerwehrmann aus einem Nachbardorf nahm seinen Helm ab, legte ein Silberstück hinein, hielt den Helm dem Nachbar hin und sagte: „Für die Abgebrannten!"

Es wurde still und es war nicht einer, der nicht in die Tasche griff und etwas in den Helm gelegt hätte.

Im andern Wirtshaus hörte man davon und auch dort gab jeder nach seinen Kräften.

Auch im Dorf nahm des Bürgermeisters Töchterlein und die blonde Elise am andern Tag einen großen Korb und gingen von Haus zu Haus, um allerlei für die Abgebrannten zu sammeln.

Am Ende besaß Schluppi soviel Kleider, Schuhe, Tuch und manches andere, wie nie vorher.

Dadurch wurde das Unglück zwar gemildert, aber die Familie hatte doch vordem ein Heim gehabt, und es war nicht abzusehen, wann sie wieder ein Dach über sich haben würde.

Am Montag früh kamen die Herren vom Gericht und gingen straff vor.

Um persönliche Racheakte konnte es sich nicht handeln, aber auch nicht um Brandstiftung zur Erlangung von Versicherungsgeldern, so blieb, wenn man alles erwog, nur eine Möglichkeit: „mutwillige Brandstiftung zur Befriedigung des Verbrechertriebes irgend eines Menschen."

Daß es immer am Sonntag gebrannt hatte, ließ den Gedanken entstehen, daß die Wirkung des Weins mitspielte.

Alle, die vom Amtmann vernommen wurden, und es waren an zwei Dutzend, bekamen den Eindruck, daß es den Herren aus der Stadt ernst war mit ihrer Aufgabe. Es entstand ein Gemeinschaftsgefühl bei allen Leuten im Dorf, wie man es in früheren Jahrhunderten in Kriegs- und anderen Nöten wohl erlebt haben mochte.

Am Abend versammelten sich die Sieben in Jörgs Rübenkeller. Man sprach die ganze Brandgeschichte noch einmal von Anfang bis Ende durch. Jörg meinte, soviel stünde fest, daß es kein Auswärtiger sein könnte, den man für all das Unglück verantwortlich machen mußte.

Otto Sebol, der erst kam, als man zu beraten begann, erzählte: „Den Feuerreiter kann von jetzt ab ein anderer machen, so hab' ich mich in meinem Leben noch nicht geschämt wie gestern abend."

„Warum denn?" frug Jörg. Die andern horchten auf.

„Ich ritt, so schnell der Gaul laufen konnte, und wie ich nach Sterzheim kam, sah ich noch Licht im Wirtshaus. Das ist die beste Gelegenheit, dacht' ich mir, und ging hinein. Wie ich die Türe aufmachte, brüllten sie mir von allen Tischen zu: ‚Gibt's bei euch wieder ein Feuerwerk!' — ‚Es brennt!' sagte ich. Der Wirt rief mir zu: ‚Freilich brennt's, wir haben die Spritze schon vor der Remise stehen.' Und so war's."

Darauf antwortete keiner von den Sieben.

Nach einer Weile sagte Otto Sebol: „Ich hab' kein Wort weiter geredet; daß sie mir nachgebrüllt, gejohlt und geschrien haben, ist kein Wunder, ihr kennt ja die Sterzheimer; ich brauch's euch nicht erst zu erzählen."

Ja, die Sterzheimer kannten sie alle. Man teilte mit

ihnen die Matten im Tal und die Wälder auf den Hügeln, traf sie auf jedem Markt und mußte mit ihnen bei jeder öffentlichen Versteigerung rechnen.

Das wußten die Sieben wohl, und sie empfanden geradeso wie Sebol, und schämten sich mit ihm.

Nach einer Weile sagte Otto: „Daß sie mit mir auf den Platz kamen, habt ihr ja gesehen; ich glaube, sie hatten schon die Rosse vor die Spritze gespannt, denn ich bin quer übers Feld geritten, und sie mußten auf der Straße fahren."

„Dein Gaul war gewiß schon müde; die ihren aber nicht!" sagte einer.

„Mag das sein wie's will, mir ist's genug. Jedenfalls möcht' ich das nicht mehr erleben!"

„Ja, Otto, wenn's darauf ankäm'," sagte Jörg Walter, „wir möchten längst solche Geschichten nicht mehr gern erleben. Ich meine aber, jeder muß auch weiter seine Pflicht tun, und nicht erst lang hin und her überlegen. Und das will ich euch sagen, wenn es je bekannt wird, daß wir hier auf eigene Faust eine Dorfwache eingerichtet haben und weiter durchführen wollen, werden wir noch ganz andere Geschichten erleben. Wer damit nicht rechnen will, der darf freilich nicht weiter mittun."

Der lange Hans schrie: „Der Jörg hat recht!"

Die andern schwiegen.

Otto Sebol setzte sich auf einen Hackstock, der etwas zurückstand, und redete nichts mehr.

Jörg schlug vor, die Dorfwache der Sieben solle von nun an auch am Werktag jede Nacht zwischen zwölf und zwei mindestens zwei Mann bereit halten. Er war der Meinung, daß man damit rechnen müsse, daß es einmal auch am Werktag brennen könne, da sich der Brandstifter dann sicherer fühle. Auch wäre sonst vielleicht irgend

etwas zu erfahren oder herauszubringen, wenn man alles wüßte, was im Dorf in der Nacht geschehe.

Nun wurden für jeden Tag in der Woche zwei Mann bestimmt, die nicht etwa nach Art der Nachtwächter durch die Straßen gehen, sondern in Schuppen und Scheunen warten sollten, bis irgendwo sich etwas Verdächtiges regte.

Damit waren alle einverstanden, und man schied, nachdem man für diesen Abend die beiden Mann abgeschickt, kurz nach Mitternacht und versprach, sich am Freitag wieder zu treffen.

Ehe die Sieben wieder zusammenkamen, geschah etwas anderes, als sie suchten, und brachte eine ungeheure Aufregung ins Dorf. Seit man auf alle Kleinigkeiten acht gab, sah man manches, was sonst nicht beachtet worden wäre, für wichtig an.

So kamen an einem Nachmittag, als die Leute fast alle auf dem Feld waren, zwei Kinder schreiend aus dem Wald gelaufen und schrieen: sie hätten den „schwarzen Mann" gesehen!

Zu andern Zeiten hätte man über das Geschrei gelacht und sich an der Arbeit keinen Augenblick stören lassen. Jetzt aber ging es übers Feld wie ein Lauffeuer, und in wenigen Minuten waren mehr als ein Dutzend Männer auf dem Weg nach dem Wald, und da des Bürgermeisters Sohn Wilhelm mit Pferden, mit denen er einen geladenen Wagen hatte holen wollen, auch dazu kam, kam es zu einer Jagd auf den schwarzen Mann im Walde.

Bis in den sinkenden Abend hinein suchte man immer wieder neue Teile des Waldes ab, fand aber nichts.

Wilhelm ließ am Abend im Rathaus den Gemeinderat zusammenkommen. Man vernahm die Kinder. Die

blieben dabei, den schwarzen Mann gesehen zu haben. Trotzdem wußte man mit diesem Gerede nicht viel anzufangen. Jemand anders aber mußte sie gut verwertet haben, denn am andern Morgen lief eine wundersame Geschichte um.

Der schwarze Mann, den die Kinder gesehen hatten, sollte der Stuffi sein, der war nicht nach Amerika gegangen, er trieb sich im Schwarzwald umher, kam von Zeit zu Zeit heraus und zündete ein Haus an.

Warum er das tat?

Dafür gab es eine einfache Erklärung: er wollte beweisen, daß er den ersten Brand nicht gelegt hatte. Um den Verdacht von sich abzulenken, hatte er zum zweitenmal die Werkstätte des eigenen Vaters in Brand gesteckt und dann ein Haus, das der Gemeinde gehörte. Das sollte Stuffi getan haben, um zu zeigen, daß der Besitzer keine Rolle spielte und daß der Brandstifter jeder andere eher als er sein konnte.

Von Stuffi hatte man bis jetzt nichts gehört. Niemand wußte, wo er wirklich war, und darum konnten auch die paar guten Freunde, die er hatte, nichts zu seiner Verteidigung vorbringen, was glaubhaft gewesen wäre.

In der Sitzung der Sieben am Freitag wurde etwas erzählt, worin vorläufig kein Mensch einen Zusammenhang mit den Bränden sah.

Die zwei Männer, die am Donnerstag die Wache gehabt hatten, brachten vor, daß bei der Anneliese jemand in der Nacht zu Besuch gewesen wäre.

Jörg fragte: „Wer ist's gewesen?"

„Einer, der sie nie heiraten wird."

„Bist du da so sicher?"

„Ja," sagte Stori, „dafür kenne ich ihn gut genug!"

Die Anneliese war ein Mädchen, das man als Kind von auswärts ins Dorf gebracht, damit es da aufgezogen würde. Sie hatte keinen Vater, und die Mutter konnte nur wenig Kostgeld aufbringen, zahlte unregelmäßig und war dann eines Tages gekommen, um das Kind zu holen, weil sie es anderswo unterbringen wollte, wo es billiger sei. Das Kind weinte, denn es hatte sich inzwischen im Dorf eingewöhnt und die Pflegemutter liebgewonnen. Man ließ es da, und die Pflegeeltern verzichteten auf jede Entschädigung. Seitdem war die Mutter nicht mehr gekommen. Anneliese wurde gehalten und großgezogen wie ein anderes Bauernmädchen. Als sie aber groß und stark geworden war, benahm sie sich doch anders als die andern Bauernmädchen, und die Leute meinten, es wäre Zeit, daß sie bald heirate, die Anneliese hatte aber zunächst zwei, die sie haben wollten, abgewiesen.

Was Stori erzählt hatte, wirkte überraschend. Jörg drängte nochmal: „Wer war's, Stori, du mußt es sagen!"

„Fragt sich, ob ich muß!"

Nun wurde beraten, und man entschied, daß jeder alles zu sagen hätte, alles, was die geheimen Fäden, die sich im Dorfe spannen, anging, dafür mußten alle in jedem Fall Verschwiegenheit geloben.

Nachdem man darüber einig geworden war, sagte Stori: „Der Wilhelm war's. Vor ihm hatte aber der Stuffi mit der Anneliese angebändelt. Nun geht ihr der Fedor zu Gefallen."

„Weißt du das sicher?" rief der lange Hans.

„Ich red' nicht ins Blaue hinein!"

Stori war einer von denen, die nichts redeten, was sie nicht gewiß wußten.

Jörg sagte nachdenklich: „Der Stuffi, so, der Stuffi?"

„Jawohl, der Stuffi!"

„Weiß einer von euch, wo der Stuffi am Abend des ersten Brandes war?“ frug Otto Sebol.

„Ich weiß es nicht genau, aber ich glaub’, die Anneliese wüßt’s!“ sagte der Stori.

„Das ist also nur ein Verdacht?“

„Allerdings nicht mehr.“

Mehr kam an diesem Abend nicht heraus.

Als man fortging, frug Jörg Stori im geheimen: „Was hast du denn da zu spionieren gehabt?“

„Du hast doch selber gesagt, daß man’s tun soll.“

„Ich mein’, früher schon, vorher hast du schon spioniert!“

„Ja, Jörg, weil ich selber — — na, also, b’hüt dich Gott!“

Damit ließ Stori den verdutzten Jörg stehen.

Die andern waren schon weg. Jörg schloß hinter sich ab, ging langsam auf seine Haustüre zu. Ehe er davor stand, kam einer zurück; der lange Hans.

„Was sagst nun, Jörg?“

„Nichts sag’ ich!“

„Was sagst, Jörg, zu der G’schicht’ aus dem Wolfgäßlein, wo die Anneliese wohnt?“

Jörg fuhr mit der Faust durch die Luft. „Zum Geier! Nichts sag’ ich, und ich mein’, daß du begriffen hast, mich weiter nicht zu fragen!“

„Ach so! Ja, da hast recht. Aber weißt, Jörg, du hast eins gut bei mir.“

„Was hab’ ich gut bei dir?“

„Irgendwas. Wenn jemand ein oder zwei Knochen krumm gehauen werden sollen, oder wenn du eine Wiese abzumähen hast und Kreuzweh daneben, oder wenn du auswärts gehst auf Brautschau und sie wollen dir das Fell klopfen, ich bin dabei! Das hast du gut bei mir.“

„Wie kommst du da drauf?"

„Weißt, ich bin dir dankbar, daß du mir damals am Brunnen vorbeigeholfen hast!"

„Gut, Hans, behüt dich Gott!"

Jörg schritt langsam zur Türe und der lange Hans ging heimwärts.

Am Sonntag waren mehrere Männer von auswärts gekommen, die auch einmal dabei sein wollten, wenn es in Kilsingen wieder brannte. Ganz nahe wollten sie dabei sein, und gleich von allem Anfang, darum hatten sie beschlossen, so lange im Dorf zu bleiben, bis es brenne. Junge Leute waren es, die noch nicht ihre größten Schuhe trugen.

Die Kilsinger nahmen die Sache ernster. In jedem Haus wachte jemand in der kritischen Stunde, aber dafür wollte man vorher seine Zeit gut ausnützen, und darum waren beide Wirtshäuser übervoll.

Während sie noch an den Wirtstischen, auf den Treppen der Häuser und unter den Fenstern saßen und miteinander berieten, gab es auf einmal Feuerschein und Feuerlärm. Das geschah kurz vor elf Uhr.

Hundert Hände waren bereit. Die Flammen züngelten an einem Holzhaufen empor. Man war aber jetzt nicht ohne Erfahrung, riß den Holzhaufen um und trat mit den Füßen darauf.

So wurde man mit dem Feuer fertig, ehe eine Spritze gekommen war.

Aus den Wirtshäusern strömte alles nach dem Holzhaufen durch die Gassen, da, auf einmal, brannte es an der andern Seite des Dorfes.

Aber da kamen zwei von den Sieben früh genug an; sie konnten eine Strohtüre, wie man sie zum Schutz gegen



Kälte im Winter vor den Ställen anbrachte, noch rechtzeitig aus dem Schuppen zerren, in den Garten werfen und dort zusammenbrennen lassen, ohne daß es weiter gefährlich geworden wäre.

Die Sieben hatten beschlossen, bei einem Brand gleich auf ihre Posten zu eilen und da zu bleiben, solange es ging, ohne auffällig zu werden.

Diesmal hatten sie ein großes Anwesen gerettet.

Im Dorf entstand ein Aufruhr. Wilhelm lenkte die Verfolgung der Brandstifter. Es stand fest, daß es zwei sein mußten. Mit Sensen, Dreschflegeln, Äxten, Hacken und Prügeln liefen die Sieben durch die Straßen. Wilhelm rannte allen voran. Ihnen folgte ein Haufen mit Gejohle und Geschrei.

Die amtliche Untersuchung brachte wieder so wenig heraus, wie bisher. Dafür wucherten die Redereien im Dorf, die eifriger denn je an allen Enden geführt wurden.

Die Sieben spähten im geheimen weiter, sie schrieben alle Einzelheiten auf, die nur irgendwie einmal von Bedeutung werden konnten, aber sie gerieten auf keine bestimmte Spur.

So kam der nächste Sonntag.

Als es dämmerte, hielt jeder bei seinem eigenen Haus Wache; die Feuerspritze wurde mit zwei Pferden bespannt und mitten im Dorf aufgestellt. Feuerwehrleute gingen in der Uniform durch die Gassen; junge Bursche standen beim Rathaus, sie waren mit Prügeln bewaffnet und warteten auf den Augenblick, wo sie den Brandstifter verfolgen konnten. Diese Art der Abwehr bot ein lächerliches Zerrbild, wer tiefer sehen wollte, der mußte bei den einzelnen Häusern die Leute beobachten, Männer, Frauen, Burschen, Mädchen und Kinder standen in dunk-

len Ecken und hinter Holzhaufen oder Zäunen, um zu schützen, was sie besaßen.

Man hielt einen Brand für unmöglich, und doch brannte es an diesem Sonntag stärker als zuvor.

Beim Spritzenhaus brach Feuer aus, setzte sich fort und legte eines der größten Anwesen in Asche.

Das Spritzenhaus war die einzige Stelle gewesen, die nicht bewacht war, weil da niemand wohnte, und die Spritze bereits herausgefahren worden war. In der Remise der Spritze hätte nicht viel verbrennen können, aber darüber befand sich ein Raum mit Pechfackeln und Pechkränzen, die man dort aufbewahrte; die boten dem Feuer Nahrung, und da ein scharfer Wind dazu kam, konnte man nicht hindern, daß eine angebaute Scheune und dann das daran stoßende Wohnhaus niederbrannten.

Diesmal hatte einer der Sieben einen Mann gesehen, der aus dem Spritzenhaus gekommen war und sich dann zu den andern gestellt hatte, die nicht weit vom Spritzenhaus standen. Gleich darauf schlugen die Flammen empor.

Dieser Mann meldete sich aber selber bei der Untersuchungskommission; es war Bürgermeisters Wilhelm, er sagte, daß er im Augenblick vor dem Brand noch im Spritzenhaus gewesen sei und da noch nichts bemerkt habe.

Damit war nichts anzufangen.

Alle sonstigen Untersuchungen, die der Sieben wie die von Gerichts wegen, förderten nichts zutage, was einen Anhaltspunkt dafür, wer der Brandstifter sei, geboten hätte.

Die Sieben verdoppelten ihre Wachen; sie sandten jeden Abend vier Männer aus. Noch hielten sie ihr Tun geheim, denn das konnte für alle gefährlich werden,

von Amts wegen vermutete man, daß es sich um eine ganze Bande handle. Auch im Dorf glaubte man, daß irgendeine geheime Verbindung bestand, wußte aber, daß sie zur Abwehr bestand, da man da und dort Namen nannte, von denen einige zu den Sieben gehörten.

Seit der letzten Abmachung tat Jörg selber jeden Abend Dienst. Einmal, als er zufällig mit Hans zusammen war, bemerkten sie kurz nach Mitternacht eine dunkle Gestalt, die sich an den Häusern entlang drückte. Woher sie kam, wußten sie nicht, aber sie nahmen von ferne die Verfolgung auf, hielten sich dabei aber so gut es ging verborgen.

Die Gestalt bewegte sich in der Richtung nach der Adelsburg, kam hin, schlich gebückt durchs hohe Gras und gelangte an ein Fenster, das zur Küche gehörte und hinten lag.

Dort klopfte sie leise an. Es dauerte vier bis fünf Minuten, da öffnete es sich. Jörg und Hans waren jetzt so nahe, daß sie gut hören konnten.

Aus dem Fenster sah die blonde Elise. Sie sagte: „Was willst du mir sagen?"

Die Gestalt schlang den Arm um den Nacken der blonden Elise, beugte ihren Kopf herab und sagte etwas, von dem die beiden nur die letzten Worte verstanden: „... so lieb hab' ich dich!"

Jörg wollte vortreten; er zitterte am ganzen Körper. Aber der lange Hans hielt ihn mit den Armen so fest, daß Jörg sich nicht bewegen konnte.

„Keiner darf sich einmischen! Das haben wir ausgemacht," sagte er leise. „Du hast es selber so gewollt."

Noch zehn Minuten mußte Jörg unter Qualen stillhalten und zusehen, wie sich zwei Köpfe nahe umeinander bewegten.

Das war Edi Starf, er versuchte nicht durch das Küchenfenster hineinzukommen und steckte leider das Haus nicht in Brand, denn dann hätte Jörg ihn packen dürfen. Edi konnte seine Arme nicht mehr vom Nacken des Mädchens wegbringen, und die blonde Elise gehörte doch dem Jörg.

Die Blonde schien den jungen Menschen abzuweisen. Als es endlich, für Jörg viel zu spät, zum endgültigen Abschied kam, gab die Blonde dem schwärmerischen Jüngling einen Kuß, und was für einen! Jörg konnte aus eigenem Erleben urteilen.

Jörg und der Hans verfolgten dann Edi bis zu Starfs Haus.

Edi dachte offenbar nicht daran, irgendwo einen Brand anzulegen; überhaupt tat er nichts, das einen der Sieben zum Eingreifen berechtigt hätte.

Das war gut für ihn, denn sonst hätte man ihn mit der Salzladung einer Reiterpistole alten Kalibers bedacht.

Nachdem Edi in seinem Zimmer das Licht gelöscht hatte, gingen die beiden wieder zur Adelsburg. Bei Elise Junk brannte noch Licht, und Jörg wollte nun unbedingt an das Küchenfenster klopfen. Hans ermahnte ihn jedoch: „Jörg, du stehst bis zwei Uhr unter dem Gesetz der Sieben!"

Jörg knirschte mit den Zähnen, wäre er es nicht gewesen, der die Gesetze der Sieben durchgedrückt hatte, so würde er sich jetzt darüber weggesetzt haben.

Er wollte in der Nähe der Adelsburg bleiben, aber nicht einmal das erlaubte ihm der undankbare Hans.

„Wir haben unseren Posten verlassen dürfen, weil wir einen Verdächtigen verfolgten, aber nun müssen wir wieder hingehen, denn hier ist nichts mehr verdächtig."

„Du bist ein hartherziges Kamel, soviel Verdacht hab' ich in meinem Leben nie gehabt wie hier."

„Da handelt es sich höchstens um Brandlöschung, aber nicht um Brandstiftung!" spöttelte Hans und zog den Kameraden weiter.

„Was verstehst denn du von solchen Geschichten, du langer Schlankel, dir helf ich mein Lebtag nimmer um einen Brunnen herum."

Hans lächelte vor sich hin und zog weiter; da er im Recht war, mußte Jörg nachgeben.

Als endlich die Glocke auf dem Kirchturm zwei schlug und die Gesetze der Sieben für Jörg nicht mehr galten, sagte Hans: „Jetzt kannst meinetwegen nach der Adelsburg gehen."

„Ich mag nimmer!"

Hans stieß Jörg mit dem Ellbogen: „Du, das begreif ich nicht, daß du jetzt nimmer magst!"

„Ich hab' dir schon g'sagt, daß du nichts von solchen Geschichten verstehst!"

Am Freitag der nächsten Woche brannte es in der Frühe um drei Uhr.

Da stieg die Erregung im Dorf so gewaltig, daß die Leute kaum mehr arbeiten konnten.

Daß drei Gendarmen im Dorf untergebracht waren, hatte so wenig genützt, wie alles andere. Alle Zeitungen im ganzen Land und darüber hinaus berichteten von den Bränden in Kilsingen. In der Hauptstadt gab es Leute, die hin und her redeten, was da zu tun sei, aber eine Lösung fand doch niemand.

Die Sieben wußten auch diesmal nichts Bestimmtes, aber auf etwas legten einige doch großen Wert. Bei der Anneliese hatte um zwei Uhr noch Licht gebrannt. Dann

war die Wache der Sieben abgetreten. Als eine Stunde später Feuerlärm geschlagen wurde, war einer der Sieben zuerst zu dem Haus im Wolfgäßlein gegangen, und hatte sich überzeugt, daß das Licht nun gelöscht war.

Am Samstag nachmittag wurden durch das Bürgermeisteramt alle Einwohner, Männer, Frauen und alle jungen Leute bis zum sechzehnten Lebensjahr hinunter aufgefordert, in das Rathaus zu kommen.

Die vielen Menschen fanden im Rathaus keinen Platz; da gingen sie in den Garten, der dazu gehörte, und dort hielt ein Mann, der von der Regierung gesandt war, eine lange, eindrucksvolle Rede. Der Mann wußte die Leute so zu packen, daß mancher Bauer die Fäuste ballte und manche Frau das Schnupftuch zog. Er schilderte, was alle wußten, und sagte, daß das alles nur durch die Manie eines oder zweier Menschen so gekommen sein könne. Stark betonte er, wie gemein, niedrig und schlecht dieses verbrecherische Tun sei.

Das war eine furchtbare Rede, die unter den besonderen Umständen, unter denen sie gehalten und angehört wurde, starken Eindruck machte.

Die Sieben kamen auch weiterhin jede Nacht zusammen und konnten nicht darüber einig werden, ob sie ihre Beobachtungen dem Untersuchungsrichter mitteilen sollten oder nicht. Sie verschoben die Entscheidung bis zur nächsten Sitzung und trennten sich am Sonntag früh um drei Uhr.

Da es zu tagen begann, gingen zwei von ihnen durch Gärten, und zwar durch solche, die sonst nicht als Weg benützt wurden.

Sie sahen einen Baum, an dem eine Leiter lehnte.

Als sie nahe genug gekommen waren, entdeckten sie im

Geäst eine dunkle Masse. Einer stieg hinauf, der andere hielt Wache. Es war ein Mensch, der da hing.

Beide überzeugten sich, daß er tot war. Es war ein Mädchen in Männerkleidern. Eilig verließen sie den Platz und gingen zurück, um Jörg zu wecken. Der sagte: „Ein totes Mädchen zündet keine Häuser mehr an, wenn es je so was getan hat, so lang es noch lebte. Wir wollen lieber die Finger davon lassen. Geht schnell heim, daß niemand euch sieht."

Die Erhängte wurde erst am Morgen gefunden. Es war Anneliese.

Man stellte fest, daß sie schon lange tot sein mußte, und nahm es als selbstverständlich an, daß sie Selbstmord begangen hatte.

In kaum zehn Minuten war das ganze Dorf auf dem Platz.

„Jetzt ist's heraus!" riefen eine Menge Leute.

„Die ist's gewesen!" riefen andere.

Hunderte atmeten auf. Endlich konnte man wieder ruhig schlafen. Man dankte Gott, daß die Plage im Dorf ein Ende gefunden hatte.

Einige standen mit bedenklichen Gesichtern da, darunter auch Jörg und andere von den Sieben.

Keiner wagte ein gutes Wort über das tote Mädchen zu sagen. Die allgemeine Stimmung war gegen die Selbstmörderin gerichtet, die sich so schandhaft der Strafe entzogen hatte.

Die Leiche wurde in einem Schuppen des Gemeindehauses aufgebahrt und sollte am Montag nachmittag still eingegraben werden, denn feierlich beerdigen wollte man die verbrecherische Selbstmörderin nicht.

Am Sonntag um drei in der Nacht kamen die Sieben zusammen, nachdem sie bis dahin gewacht hatten.

Hans kam zuletzt. Bleich und aufgeregt rief er: „Das ist nicht wahr, sag' ich! Die Anneliese ist's nicht gewesen."

Alle schauten den sonst so ruhigen langen Burschen an.

„Red' nicht so laut, Hans!" mahnte Jörg.

„Warum nicht? Sind die andern nicht laut genug gewesen? Sie ist unschuldig, ich steh' dafür ein."

„Hans, sei nicht so laut. An jeder Ecke steht bald einer von der Polizei. Es ist nicht umsonst, daß wir im Rübenkeller zusammenkommen. Gesetzlich steht uns kein Recht zu, als Wächter aufzuziehen."

„Gut, so will ich es euch leis sagen. Wenn das, was wir wollen, einen Sinn haben soll, so ist's Zeit, daß wir's zeigen. Das Mädel ist unschuldig, sie ist keine Brandstifterin gewesen."

„Hans, weißt du noch, was wir uns geschworen haben?" fragte Otto Sebol.

„Das weiß ich und ich will euch sagen, ich war einmal in das Mädel verliebt, davon bin ich kuriert worden, ihr Sinn für die Liebe war nicht so, wie ich ihn bei meiner Frau wünschte, aber deshalb will ich doch für sie eintreten, weil ich sicher bin, daß sie an den Bränden unschuldig gewesen ist."

„Sei nur ruhig, Hans, wir hören gern, was du zu sagen hast."

„Ich komme aus ihrem Zimmer. Ich hab' alles durchgesucht, was sie hinterlassen hat. Und dann hab' ich geweint. Und ich schäme mich nicht, das zu sagen. Die Anneliese hat in jedem Schrank, in jeder Schublade Ordnung gehalten, die man im Dorf nicht überall finden wird. Alles ist rein und beim Rechten!"

„Daraus schließt du ...?"

„Was ich längst gewußt hab', daß sie eins der bravsten, tüchtigsten Mädchen im Dorf war. Die Anneliese hat

Briefe hinterlassen, die sie an ihre Mutter geschrieben hat. Ich habe einige gelesen und ich sag' euch, die sind nicht geschrieben, wie man an eine bestimmte Person schreibt, auch für die Mutter nicht, sie waren geschrieben, weil ein armes, verachtetes Menschenkind, das nie begreifen konnte, daß es einen Makel an sich trug, den es nicht loswerden konnte, seinen Kummer ausschütten mußte. Ich sag' euch, die Anneliese hat sich nicht gehenkt, die Anneliese ist ermordet worden!"

Hans sank auf eine Kiste nieder, die neben ihm stand. Die andern standen um ihn her. Still blieb es in dem düstern Raum.

Nach einer langen Pause ging Jörg zu Hans hin, der zusammengesunken dasaß.

„Hans, der vermaledeite Gedanke hat mich gestern um die Stunde gepackt, als ich hörte, daß sich jemand erhängt hätte. Ich dachte zuerst, das ist ein Mord. Als ich das Mädchen sah und wußte, wer's war, da glaubte ich's erst recht. Sag' ein jeder, was er denkt, grad heraus."

Stori mahnte: „Seid nicht zu schnell, das sag' ich, auch nicht mit eurem Urteil, weder im Guten noch im Bösen."

„Ich meine, zwei von uns sollen ständig, bei Tag und Nacht, im geheimen den Baum überwachen, wo man die Anneliese gefunden hat!" sagte Otto Sebol.

„Ich wäre schon einverstanden," sagte ein anderer, „aber es fällt auf, wenn zwei bei der Arbeit fehlen!"

„Sie sollen abwechseln, dann fällt es nicht auf," riet Jörg.

Hans fuhr auf: „Man sollte dafür sorgen, daß sie nicht schon morgen unter die Erde kommt. Ein anständiger Mensch soll nicht wie ein Hund verscharrt werden."

„Wie sollten wir das hindern?"

„Das können wir hindern, irgendwie muß es gehen," beharrte Hans.

„Ja, Hans, das könnten wir wohl, aber dann hätten wir uns verraten, und grad jetzt kommt's drauf an, daß wir im geheimen weiter suchen können."

Das sah auch der Hans ein.

Man wählte die Wachen und verabredete die nächste Zusammenkunft auf den Abend.

Seht, Kinder, seht, so endet eine Verbrecherin!" sagte die Treffin, als sich am Montag nachmittag der kleine, traurige Leichenzug bei ihrem Haus vorbeibewegte. Im Dorf war wohl nie ein Mensch begraben worden, von dem man so viel Schlechtes sagte, und es war kaum je ein so kleiner Leichenzug im Dorf gesehen worden.

Vier Männer trugen langsam eine schwarze Bahre, auf der eine lange, schwarz angestrichene Holzkiste lag. Sie war nicht einmal mit dem sonst unerläßlichen schwarzen Tuch zugedeckt.

Die vier Männer waren angestellt von der Gemeinde, und sie bemühten sich, gleichgültige Gesichter zu machen, damit ja niemand glauben könne, es wäre ihnen leid, diese Last hinauszutragen.

Hinter dem Sarge ging nur einer, der lange Hans. Er hatte sich schwarz angezogen und trug in der rechten Hand einen Kranz; seine Hand krampfte sich zur Faust zusammen. Erbittert sah er starr vor sich hin. So war noch nie jemand einem Leichenzug gefolgt.

Zurufe, Hänseleien und Schimpfworte, die da und dort rechts und links vom Weg laut wurden, hörte er nicht. Straff und aufrecht ging er. Nur sein Kopf war leicht nach vorn gebeugt.

Überall, wo der Zug vorbeikam, gingen die Leute in

die Häuser. Wenn er vorüber war, traten sie auf die Straße und schauten ihm mit geheimem Grauen nach.

Als der Zug Starfs Haus nahe kam, geschah etwas Seltsames. Emma Starf, die im Hausgarten beschäftigt war, sah ihn lange an; da mußte ein wunderliches Gefühl über sie gekommen sein. Schnell schnitt sie von den schönsten Blumen eine nach der andern ab und band sie zu einem großen Strauß. Als der Zug vorüberkam, ging sie aus dem Garten, trat an den Sarg heran und legte die Blumen darauf.

Dann ging sie in die Stube, und niemand sah sie in den nächsten Stunden.

Vor dem Friedhof standen viele Leute und sahen zu, wie der lange Hans die Blumen auf den Sarg fallen ließ, als er in die Erde gesenkt war und wie er dann seinen Kranz neben dem Grab an die Mauer lehnte.

Dann ging Hans fort.

Der Totengräber schaufelte das Grab zu.

Jörg hatte den Leichenzug von ferne gesehen. Er sagte kein Wort zu denen, die bei ihm standen, und ging in den Garten, wo der Baum stand, an dem Anneliese gefunden worden war.

Sonst waren da immer Neugierige gewesen, aber im Augenblick war der Platz leer, weil sie alle dem Zug nachschauten.

Jörg ging unter dem Baume hin und her und sann nach, wie man Gewißheit darüber erlangen konnte, ob Hans recht hatte oder nicht.

Einmal sah er nach dem Ast, an dem Anneliese gehangen war. Da bemerkte er, daß das abgeschnittene Seilende noch daran hing. Da fiel ihm ein, daß man das Strickchen Seil vielleicht gut brauchen könnte. Es

gab wohl kaum bei allen Leuten im Dorf die gleichen Seile.

Er holte eine Leiter, stieg hinauf und wollte das Seilstück loslösen. Da sah er, daß es ganz eigentümlich verknotet war.

Er betrachtete den Knoten genau. Es war ein Bindbaumknoten oder, wie man im Dorf sagte, der „Wiesbaumletsch".

Der Wiesbaum ist die etwa beindicke Holzstange, die man über geladene Heu- oder Getreidewagen legt. An den Wiesbaum werden hinten und vorn starke Seile angeknüpft, mit denen man dann den Baum hinunter windet. Auf diese Weise wird die Ladung auf dem Wagen fest zusammengepreßt, damit sie nicht auseinanderfallen kann. Wenn man das Seil auf den Baum aufschiebt, dann ist der Knoten einfach zu machen. Niemand aber verwendet den Knoten da, wo man das Seil nicht aufschieben kann, wo man es umbinden muß, weil er dann schwer zu knüpfen ist.

Und hier war dieser Knoten so angewendet.

Jörg sah sofort, daß diese Tatsache in dem besonderen Fall außerordentlich wichtig werden konnte. Ohne sich lange zu besinnen, ging er in den nächstgelegenen Holzschuppen, nahm dort eine Holzsäge vom Nagel, stieg auf die Leiter, sägte den Ast mit dem Knoten heraus, ließ das Astende unter dem Baum liegen und ging, das Stück Ast unter seiner Jacke verbergend, fort.

Als er daheim war, versuchte er den Wiesbaumknoten an eine Stange zu legen, ohne ihn aufzuschieben, er versuchte es wohl ein dutzendmal, aber es ging nicht.

Erst als er mit einer Schnur den Knoten auf gewöhnliche Art machte, ihn dann sorgfältig auflöste, und dabei genau auf die Verschlingungen achtete, gelang es ihm

einmal. Er löste den Knoten auf, und als er ihn wieder knüpfen wollte, konnte er es wieder nicht mehr.

Das gab zu denken, aber er wollte nicht zu rasch sein.

Er steckte sein Schnurende, mit dem er die Proben gemacht hatte, in die Tasche und ging hinaus. Er wollte sich alles noch einmal gut überlegen. Als er unten am Haus an dem kleinen Ziergärtchen vorbeiging, wippte ihm so von ungefähr eine große, volle, gelbe Rose entgegen, die brach er ab und nahm sie zwischen die Zähne.

Jörg ging weiter, ohne bestimmtes Ziel. So kam er an den Brunnen.

„Gib mir die Rose, Jörg!"

Er blieb stehen.

Savers Anna kam auf ihn zu und wiederholte: „Geh', Jörg, was brauchst du so eine schöne Rose, gib sie mir!"

Sie bettelte recht nett und artig.

Sie war ein hübsches Mädchen, und Jörg sagte: „Anna, du kriegst die Rose, aber du mußt sie erst verdienen!"

„Wie denn?"

Jörg nahm ein Stückchen Schnur aus der Tasche, machte an die Brunnenröhre die Bindbaumschleife auf gewöhnliche Art und zeigte das der Anna.

„Das mußt du machen, aber hinter dieser Eisenstange, dann sollst du die Rose haben."

„Das geht ganz einfach," meinte die Anna. Aber nachdem sie eine Viertelstunde lang probiert hatte, begriff sie, daß das gar nicht einfach war.

Jörg lächelte, hielt ihr die Rose hin.

Anna nahm sie und rief: „Jetzt muß ich aber heim."

Auch Jörg ging weiter. Bald stand er vor der Schmiede. Dort arbeitete der Schmied, ein geschickter Mann, der auch draußen in der Welt gewesen war.

„Es ist so heiß, Jörg, willst nicht einen Trunk zahlen?"

„Ich zahl' dir ein Liter vom besten Wein, aber du mußt mir erst was vormachen!"

„Was soll ich dir vormachen?"

„Den Wiesbaumletsch."

„Das kannst gleich haben, Jörg."

„Da an die Egge!" erklärte Jörg und faßte die Stelle an einem Eggenbäumchen an, von dem man den Wiesbaumletsch nicht aufstreifen konnte, sondern ihn so knüpfen mußte, wie er ihn am Baumast gefunden.

Der Schmied lachte und fing gleich damit an, fand es aber bald doch nicht so einfach; er spuckte in die Hände, fluchte ein wenig, aber es ging nicht.

Nach einer Viertelstunde sagte Jörg: „Ich sehe schon, du willst den Liter nicht verdienen!" und ging weiter.

Jörg wettete noch mit zwei Bauern; sie verloren, denn keiner von ihnen konnte den Wiesbaumletsch so machen, wie er an dem Ast gewesen war.

Jörg suchte den Hans auf, den er daheim traf, erzählte ihm die Geschichte und sagte zuletzt: „Jetzt heißt's vorsichtig sein und keine Silbe mehr von dem Wiesbaumletsch reden, denn wenn der Lump merkt, daß wir ihn an seinem eigenen Strickende fangen können, dann reißt er aus."

„Geh' doch gleich zum Bürgermeister."

„Ich werd' mich hüten! Das muß man schlauer einfädeln. Wenn der's weiß, erfährt's seine Frau und sein Mädel, es ist ja sonst nicht übel geraten, aber es hat ein flinkes Goschlein und aus wär's, das ganze Dorf wüßt's bald."

Hans besann sich. „Was soll man denn dann tun?"

„Du bist gut angezogen, geh' mit dem Stück Ast aufs Amtsgericht."

„Wenn du mitgehst, will ich gleich marschieren."

Darüber wurden sie einig. Sie gingen in verschiedenen Richtungen aus dem Dorf, trafen sich außerhalb und kamen noch vor Büroschluß im Amtsgericht an.

Man schrieb ihre Erzählung auf und legte auch dieses Schriftstück zu den Akten. Der Untersuchungsrichter meinte, daß der Knoten schließlich kein genügendes Argument wäre.

Jörg bat ihn, selber einmal zu versuchen, so eine Schleife zu machen. Nur um den Bauernburschen zu zeigen, daß man Kleinigkeiten leicht überschätzt, ließ sich der Beamte dazu herbei.

Er versuchte verschiedene Schleifen zu knüpfen, aber die richtige war es nie. Als die beiden gingen, da waren sie überzeugt, daß man auf dem Amt ihren Fund doch ernst nahm.

Die Sieben wurden den Abend noch eingeweiht und von allen verlangt, keine Silbe davon zu verraten.

Viele im Dorf bangten immer noch vor dem nächsten Brand und waren froh, daß nichts geschah. Die Sieben warteten auf etwas anderes.

Sie standen jetzt alle auf Hansens Seite und wollten anders vorgehen, wenn alles so dunkel bleiben sollte wie bisher.

Nach vier Tagen erschienen mehrere Herren vom Amt, und es wurde unverzüglich die Ausgrabung der Leiche der Anneliese angeordnet.

Das geschah am Freitag nachmittag. Kein Mensch durfte den Friedhof betreten, nur vier Herren vom Amt und der Totengräber waren dabei.

Es war noch nicht zu spät, und die Untersuchung geschah gründlich. Die Leiche wurde nicht wieder eingegraben, wie vorgesehen gewesen war.

Am andern Tage kamen dieselben Herren wieder und brachten noch zwei andere mit.

Noch am Samstag nachmittag wurde das Ergebnis der Untersuchung bekannt gegeben. Die Anneliese war erwürgt und dann erst aufgehenkt worden. Bei ihrer Überwältigung mußten zwei Männer einander geholfen haben.

Am Sonntag früh wurde im Dorf, in der Amtsstadt und in vielen andern Dörfern ein Anschlag angebracht, der demjenigen, dem es gelänge, die Mörder direkt oder indirekt zu ermitteln, eine Belohnung von tausend Mark versprach.

Der Erlaß wurde auch in den beiden Lokalblättern abgedruckt, und von Amts wegen verschiedenes erklärt, was den Kilsingern völlig neu war.

Anneliese war in Beziehungen zu Stuffi gestanden. Auf ihr Zeugnis war er aus der Haft entlassen worden.

In derselben Zeitung stand, daß die Leiche zur Beerdigung freigegeben sei und die Bestattung am Sonntag nachmittag stattfände.

Mehr als alle Brandgeschichten brachte das Plakat und diese Zeitungsnachricht die Köpfe in Aufruhr. In Kilsingen kamen so viel Menschen zusammen, wie man sie zuvor nie gesehen hatte.

Annelieses Leiche wurde in einen rechten, guten Sarg gelegt, und man brachte nun Blumen von allen Seiten.

Zwei Geistliche erboten sich, ihr die Grabrede zu halten, und da man keinen zurückweisen konnte, ließ man sie beide zu. Der kleine Friedhof faßte nur einen geringen Teil der vielen Menschen, die jetzt von überall hergekommen waren.

Aus dem Dorf gingen nur zwei nicht mit. Der lange Hans, der saß daheim und wollte keinen Menschen sehen.

Jörg sah der Beerdigung von ferne zu und sann weiter darüber nach, was nun getan werden konnte.

Noch ahnte niemand im Dorf, daß durch den Wiesbaumletsch der Mord aufgedeckt worden war, aber je weniger man wußte, umso mehr blieb der Vermutung Raum. Und da es jetzt tausend Mark so nebenbei zu verdienen gab, setzte sich die Einbildungskraft überall in Bewegung.

Der Stuffi galt nun als der Geliebte der Anneliese. Daß er nicht in Amerika war, nahm man als selbstverständlich an. Man wärmte die Geschichte vom „schwarzen Mann" wieder auf und kam so zur einfachsten Erklärung für den Mord.

Anneliese, die einzige, der Stuffis Schuld bekannt war, hatte damals aus Edelmut gegen ihn falsch ausgesagt, denn Anneliese hatte sich inzwischen in den besten Menschen von der Welt verwandelt. Weil aber dann die Anneliese nicht mehr mit ansehen konnte, daß der Stuffi immer neue Verbrechen beging, hatte sie ihm sicher damit gedroht, ihn zu verraten. Da hatte Stuffi sie ermordet und an einen Baum gehängt, daß man meinen sollte, sie hätte alle Brandstiftungen begangen und sich nach der gewissensaufrüttelnden Rede des Beamten selber ums Leben gebracht.

Nun müßte man nur den Stuffi einfangen oder beweisen, daß er sich irgendwo versteckt hielt.

Nur die Sieben sahen weiter, sie allein wußten, daß auch andere die Gunst des Mädchens genossen hatten, das nach Meinung der anderen im Dorf auf einmal aus einem Teufel ein reiner Engel geworden war, und sie allein wußten auch, daß die Auffassung falsch war.

Für Jörg gab es nur die Frage, wie konnte er das Märchen, das die wirklich Schuldigen schützte, zerstören.

Um da weiterzukommen, glaubte er nach der Adelsburg gehen zu müssen.

Dort war er seit der Nacht, wo er Edi und die Blonde am Küchenfenster gesehen, nicht mehr gewesen.

Marie und die Elise waren in der Stube. Die Marie sagte gleich: „Ich will euch allein lassen, ihr werdet wohl beide nichts dagegen haben.“

„Ich hab' auch nichts dagegen, wenn du dableibst,“ erwiderte Jörg, da war sie aber schon draußen.

„Willkommen Jörg!“ grüßte freundlich Elise. Als er ihre Hand schneller als sonst wieder losließ, schien sie erschreckt.

„Setz' dich!“

Er nahm einen Stuhl und fing an: „Ich komme wegen Stuffi, es ist da wieder einmal eine Rederei unter den Leuten.“

„Ja, Jörg, es ist eine traurige Geschichte, erst muß uns das Haus abbrennen und dann sucht man auch noch den Brandstifter bei uns.“

„Und jetzt gar den Mörder!“

„Um Gottes willen, was sagst du!“

„Ich hab's ja gesagt, es ist ein Gewäsch. Sag' mir, weiß denn wirklich kein Mensch, wo er ist?“

„Von uns niemand, Jörg, du darfst mir glauben!“

„Dir glaub' ich immer. Du kannst sagen, was du willst, ich werde dir immer glauben, ich bin auch fest überzeugt, du wirst mir nie was Unwahres sagen und wirst mich nie zu täuschen suchen, auch nicht in Dingen, die gleichgültig sind, oder besser nicht in Dingen, die man nicht so schwer zu nehmen braucht.“

Sie sah ihn prüfend an.

Jörg redete in gespielter Gleichgültigkeit weiter: „Merkwürdig ist's schon, daß der Stuffi gar nicht schreibt, er kann's doch, ich war ja mit ihm in der Schule.“

„Reden und schreiben liegt ihm nicht, er tut beides gleich ungern; gewiß läßt er nichts hören, wenn er nicht irgendwas Besonderes zu melden hat. Wenn's ihm schlecht ginge, täte er das gar nicht; das ist so seine Art, wir kennen ihn gut und wissen, daß da gar nichts dahinter zu suchen ist."

„Na ja, wenn er schreiben sollte, so laß mir's sagen, sei so gut."

Jörg stand auf, blieb aber neben dem Stuhl stehen.

„Willst du schon gehen?"

„Eigentlich ja."

Elise wurde blaß.

„Das hab' ich nicht erwartet."

„Was denn?"

„Daß dies Gerede für uns was bedeuten könnte."

„Welches Gerede?"

„Von der Brandstiftung und weiß Gott was alles noch."

Der Jörg nahm einen leichten Ton an: „Du hast schon recht, das hat auch nichts zu bedeuten für uns, ich meine für mich und dich."

„Mir scheint es aber doch so."

Jörg wurde ernst, er ging einmal in der Stube hin und her, blieb aber dann an der Stelle neben dem Stuhl stehen.

„Es ist wahr, ich hab' dir in Gedanken unrecht getan," sagte Jörg. „Es ist ja am Ende eine schöne Sitte unserer Gegend, daß man unter der Treue was Innerliches versteht und nicht was Äußerliches, du denkst doch auch so?"

„Ich weiß nicht, was du meinst, Jörg."

„Nun, es ist nichts Besonderes, aber ich dachte mir, daß du mir's sagen würdest, denn am End' ist es doch nichts Alltägliches, und so nahe stehen wir uns doch, daß

wir voneinander erfahren dürfen, was uns wichtig ist oder wichtig scheint."

„Ich weiß gar nichts, Jörg, was ich dir sagen müßte," versicherte das Mädchen.

„Nun, ich meine, es heißt schon im Lied: ‚Einen Kuß in Ehren wird niemand verwehren.' So ist's doch."

„Seit ich dich kenne, hab' ich niemand einen Kuß gegeben."

„Elise!" schrie Jörg, aber gleich faßte er sich mühsam. „Ich sage doch ... ich mein' doch ... es ist nicht wegen ... dem Kuß. Aber weißt, ich kann's nicht ertragen, wenn mich jemand ... ja, eine böse Wahrheit ist mir immer lieber, als eine geputzte ... ich glaub' doch an dich! Besinn' dich! Aber gut mußt du dich besinnen!"

Sie blieb ruhig.

„Ich brauch' mich gar nicht zu besinnen, seit ich dich kenne, habe ich niemand ..."

Sie konnte nicht aussprechen. Jörg war aufgefahren und rannte zur Tür hinaus.

Sie sah ihn gleich darauf rasch durch den Garten nach der Schlucht zu gehen.

Als Jörg zu den Sieben kam, da waren sie alle beieinander. Er rief ihnen zu: „Grüß Gott! Was gibt's Neues?"

Keiner antwortete, denn so viel Neues hatte es bis dahin für die Sieben nie gegeben. Alle sahen Jörg zu, der aus der Lucke in der Mauer die Papiere hervorholte und sie dann ein paarmal auf- und wieder zumachte.

„Ich meine, ob keiner was Besonderes gesehen hat?"

Der Stori sagte: „Der Nachbar, der Ratschreiber hat einen neuen Knecht eingestellt."

Alle lachten, sogar der Jörg, denn sie meinten, der Stori habe einen Witz gemacht. Es war aber nicht so, und

Stori redete weiter: „Der neue Knecht hat weiße Hände und ist so sauber rasiert, wie keiner im Dorf. Er hat eine goldne Uhr und als ich sie sah, schien er recht verlegen."

„Du meinst wohl, er hat sie gegrapst?" fragte Otto Sebol.

Stori achtete nicht auf den Spötter und sagte: „Heute hat er sich ein Paar Schuhe nageln lassen. Habt ihr schon einmal einen Bauernknecht gesehen, der sich die Schuhe nageln lassen muß, nachdem er sie schon vorher eine Zeitlang getragen hat?"

„Du meinst, die sind ihm irgendwo von selber nachgelaufen!" rief Otto Sebol.

„Ach was. Hör' auf mit den faulen Späßen! Ich wett' mit jedem von euch, der Kerl hat irgend ein Schriftstück in der Tasche, das ihm ein Recht gibt, unser ganzes Nest auszuheben."

Jetzt verstanden einige, was Stori meinte.

„Das mußt du herausbringen, Stori!" sagte Jörg. „Mich hat's schon alleweil gewundert, daß man uns noch keinen Geheimpolizisten ins Dorf geschickt hat."

„Der Speck hängt an den Mauerecken, jetzt kommen die Mäuse," höhnte einer.

„Ja, das ist eher eine Katz', die's auf Mäuse und nicht auf den Speck abgesehen hat."

Da auch unter den Sieben einige waren, die gern die tausend Mark Belohnung gehabt hätten, war über die Entdeckung die Freude nicht groß.

Stori sollte dahinter kommen, wie man des Ratschreibers neuen Knecht einschätzen müsse.

„Das will ich euch morgen abend sagen!" versicherte Stori.

„Morgen abend, morgen abend, das ist Unsinn! Jetzt

muß was geschehen! Zu was sind wir denn sonst immer beisammen gesessen? Jetzt soll sich zeigen, ob wir was sind und können oder nicht," maulte einer, der sich sonst nicht übermäßig gerührt hatte.

„Nur nichts Halbes!" mahnte Jörg. „Der Mordbrenner kann auch lesen! Ich weiß, daß ein paar von euch einen bestimmten Verdacht haben, ich bin aber nicht dafür, daß man mit den Fingern auf einen deutet, bevor man ihn beim Kragen packen darf!"

Ein paar hielten es mit ihm, aber einige trieben dazu, rasch vorzugehen.

So kam es, daß man sich allgemein für schnelles Handeln entschloß.

Am Montag früh arbeitete des Ratschreibers neuer Knecht in der Erlenmatt; er sollte mähen. Es war eine Waldwiese; auf drei Seiten standen hohe Tannen und Buchen und mittendurch floß ein kleines Wiesenbächlein. Der Ratschreiber war mit dem Knecht dort, und sie arbeiteten bis etwa um sieben, dann ging der Ratschreiber fort, und der Knecht blieb kurze Zeit allein.

Die Sense ging schwer; es ist nicht eines jeden Sache, von halb vier in der Früh an zu arbeiten, und auch Mähen kann nicht jeder, aber ein richtiger Bauernknecht muß das hinnehmen. Der tat es auch, aber es machte ihm zu schaffen. Nachdem ihn Stori schon eine Weile vom Walde aus beobachtet hatte, ging er auf die Matte hinaus.

„Grüß Gott, wie geht der Wagen?" sagte er so schlicht, wie man im Dorf zu einem landfremden Knecht spricht.

Der Neue sah auf, die Unterbrechung schien ihm nicht unangenehm.

„Schwer geht er, rechtschaffen schwer."

„Ja schau, da mußt halt schmieren.“ Stori zog ein kleines Buttelchen mit Kirschwasser aus der Tasche.

Die Vertraulichkeit verblüffte den Neuen, aber er machte gute Miene, griff nach dem hingehaltenen Buttelchen, nahm einen guten Schluck und gab es zurück.

„Hast keine schlechte Sorte, das muß ich sagen.“

Stori schob sein Buttel in die Tasche: „Wie gefällt's dir in unseren Bergen, du bist nicht aus der Gegend?“

„Nein, ich bin bis jetzt immer in der Rheinebene gewesen.“

„Ein wenig brenzlig ist's zurzeit, aber sonst sind wir anständige Menschen: Wir zünden einander die Häuser an und hängen mal zur Abwechslung eine überschüssige Weibsperson an den Baum, aber, wie gesagt, sonst sind wir friedlich.“

Der Neue schaute Stori seltsam an. Aber daraus ließ sich nichts Rechtes schließen. Eben kam um eine Waldecke Ratschreibers Lina, sie trug einen Korb auf dem Kopf, schritt sicher über die Matte, ohne ihn zu halten, und rief von weitem ihren Gruß herüber.

Der Stori sagte: „Jetzt kriegst du deinen Kaffee.“

Als der Neue sich an den Waldrand setzte, um sein erstes Frühstück zu sich zu nehmen, hockte sich Stori zu ihm und fing an von den Bränden zu erzählen, worüber der Neue fast das Essen vergaß.

Als Stori eine Weile schwieg, fragte der Neue: „Das Gemeinste ist aber doch der Mord, und man hat keine Ahnung, wer ihn auf dem Gewissen hat?“

„Nein. Wenn eine Katze kaputt gemacht werden muß, schickt man sie in die Stadt, daß man ihr dort Morphium einspritzt, so gutherzig sind die Leut' hier, es könnte keiner eine Katze umbringen.“

Dann plauderten sie vom Wildstand. Ein Reh war

aus dem Wald gekommen, hatte verwundert um die Ecke gesehen, war aber gleich wieder hinter den Bäumen verschwunden.

Nach einer Weile zog der Neue ein Stück Schnur aus der Tasche und sagte: „Kannst du mir zeigen, wie man hier den Wiesbaumletsch macht?"

Stori dachte, in der Schlinge fangen wir dich.

Harmlos fragte er: „Was, das kannst du nicht? Das kann ein jeder im Dorf."

„Ich weiß schon, wie man's machen kann, aber ich möcht' gern sehen, wie man's hier macht."

„Zeig' mir doch, was du unter einem Wiesbaumletsch verstehst, vielleicht kann ich dir's zeigen!"

Der Neue knüpfte den Wiesbaumletsch um einen Gabelstiel, aber er machte ihn langsam, wie man eine schwere Rechenaufgabe löst.

„Ach so, das ist nichts Besonderes," sagte Stori, „wenn man das so über einen Stiel aufschiebt; was andres ist's, so eine Schleife an einem Baumast zu machen!"

Stori sah den Fremden eine Weile scharf an, dann legte er ihm die Hand auf die Schulter: „Gut, Herr Nachbar, daß Sie gekommen sind, Sie werden eine gute Hilfe an mir haben, wenn Sie je eine brauchen sollten."

Der Fremde wollte sich noch nicht zu erkennen geben: „Was red'st denn auf einmal daher?"

„Ich bin einer von denen, die sich auskennen. Aber was ich jetzt wissen möcht', ist nur, ob Sie ein Recht haben, zuzugreifen, wenn Sie sicher sind, daß es nötig ist, denn darauf wird's ankommen, und in dem Fall könnt' ich Ihnen später vielleicht helfen."

Der Fremde sah den Burschen scharf an. Er mußte sich überzeugt haben, daß es besser war, die Maske fallen zu lassen. Deshalb fragte er: „Sind Sie Jörg Walter?"

„Nein, aber ich weiß alles, was Jörg Walter weiß und getan hat!“

„Wissen das viele hier?“

„Nein! Aber die es wissen, die halten zusammen, die andern ahnen nicht, was es mit dem Wiesbaumletsch auf sich hat.“

Der Fremde schien noch nicht befriedigt. Er forschte: „Kann man sich auf die verlassen, die es wissen?“

„Sie kennen die Bauern noch nicht; es sind ausgesuchte Leute.“

„Gut, dann will ich Ihnen sagen, daß ich zugreifen darf, und es wäre nicht das erstemal, daß ich es täte!“

Nun sprachen sie ausführlich miteinander. Bestimmten Verdacht hegte der Fremde noch nicht, und Stori wollte ihn nicht auf eine Spur lenken.

Als die Sieben am Abend hörten, was in der Erlenmatt geschehen war, beschlossen sie, abzuwarten. Über die Neuigkeit war die Freude nach wie vor geteilt. Alle waren aber darin einig, daß sich weiter keiner dem Fremden gegenüber verraten solle.

Jede Nacht gingen die Sieben auf ihre Posten; es geschah aber nichts mehr. Dafür liefen beim Amt viele Anzeigen ein; auch Fremde, die ins Dorf kamen, bemühten sich, den Verbrecher zu finden. Wenn man alles zusammen genommen hätte, so würde sich wohl ergeben haben, daß eigentlich niemand im Dorf völlig verdachtfrei war.

Die Sieben brachten nicht viel mehr heraus, als sie bis dahin gewußt hatten, und hielten alles geheim.

Am Freitag kam der neue Knecht vom Ratschreiber zu Jörg Walter. Die beiden gingen in die Wohnstube.

Ohne viel Umschweife kam man bald ins Reden. Der

Fremde fragte: „Hat der Bürgermeister einen Knecht gehabt in der letzten Zeit?“

„Seit drei Jahren nicht mehr. Er hat, wie Sie wissen, drei Söhne, von denen jeder mitarbeiten kann, der Wilhelm allein arbeitet für drei, wenn man ihn hört.“

„Sie haben den Wiesbaumletsch, der zur Entdeckung des Mordes geführt hat, gefunden und dem Gericht gebracht?“

„Das wissen Sie ohne mein Zutun.“

„Ja, ich weiß es. Der Ratschreiber hat heute eine Leiter beim Bürgermeister geliehen, an der ist ein Wiesbaumletsch, der nicht aufgestreift sein kann.“

Jörg horchte auf. Dann ging er an die Türe, sah hinaus, überzeugte sich, daß niemand draußen war und niemand kommen würde, dann schloß er die Türe zu.

„Ich will Ihnen etwas sagen: Ich habe einen bestimmten Verdacht, er scheint aber zunächst so unsinnig, daß ich ihn bisher nicht aussprechen wollte. Können Sie, wenn es geraten scheint, heute noch jemand verhaften? — Wenn das nicht möglich ist, dann halte ich zurück, denn ich fürchte, daß der, den ich meine, es wittern könnte, und dann geht er auf und davon.“

Der Fremde blieb lange unschlüssig. Dann sagte er: „Im besonderen Fall werde ich zugreifen.“

„Gut! Dann sage ich's Ihnen.“

Jörg erzählte, daß der Wilhelm vom Bürgermeister in Beziehungen zu der ermordeten Anneliese gestanden sei.

„Warum sagen Sie das jetzt erst?“

„Weil ich nicht denken konnte, daß der einen Mord begehen könnte. Er ist einer der Reichsten im Dorf und hat sich nie was zuschulden kommen lassen, und ich halte ihn für feig.“

„Das sind fast alle Mörder,“ sagte der Kriminalist.

„Hat er Freunde?"

„Er ist ein Großsprecher. Freunde kann er gar nicht haben, denn er ist viel zu eingebildet."

Nun schilderte Jörg das ganze Leben Wilhelms. Es gab darin nicht viel Besonderes und — abgesehen von einigen kleinen Merkmalen — nichts, was einen so furchtbaren Verdacht stützen konnte. Zu den kleinen Eigenheiten gehörte die Sucht Wilhelms, durch irgendetwas aufzufallen; wenn es nichts Besonderes sein konnte, war ihm irgend eine kleine Gemeinheit auch gut genug. Deshalb war er wenig beliebt bei den Genossen, und man nahm das hin, ohne sich viel daraus zu machen. Eine Eigenart Wilhelms war es auch, daß er in betrunkenem Zustand wenig redete, viel weniger, als er plauderte, wenn er nüchtern war. Sein Verhalten den Mädchen gegenüber war auffällig für den, der schärfer beobachtete: ihm fehlte der Sinn für harmlose Freude. Alles das waren Eigenschaften, die man sonst wohl gekannt, aber nicht als wichtig genommen hatte.

Der Kriminalist fragte über alles gründlich und schien jeden einzelnen Zug bedeutsam zu finden.

Nach einer Stunde stand der Kriminalbeamte auf und sagte zu Jörg: „Bleiben Sie zunächst hier und kommen Sie dann in die Nähe vom Haus des Bürgermeisters, aber so unauffällig wie möglich. Können Sie ein paar sichere, kräftige Männer mitbringen?"

Jörg versprach, alles zu tun. Sie machten aus, daß drei von den Sieben bereit sein sollten. So konnte der Beamte auf die Hilfe der Gendarmen verzichten.

Eine Viertelstunde später trat der Knecht vom Ratschreiber in Bürgermeisters Stube.

„Wegen der Leiter bin ich gekommen, ich hab' sie da unten in den Schuppen getan."

„Ist gut," sagte der Bürgermeister, der mit seiner ganzen Familie am Tisch saß.

Der Knecht stellte sich hinter den Stuhl Wilhelms und sagte leichthin: „Die eine Stange an der Leiter war einmal gebrochen."

„Ja," sagte der Bürgermeister, „ein Ochs ist drauf getreten."

„Dann hat einer ein Seil darum gebunden und hat dabei einen Wiesbaumletsch gemacht!"

„Das war ich," sagte Wilhelm und aß ruhig weiter.

„Dies geht doch nicht leicht, ich hab' das nie gesehen."

„Es ist ganz einfach," behauptete Wilhelm und drehte sich um, „das mach' ich im Schlaf."

„Was du nicht sagst," erwiderte der Knecht, „am End' könntst du das auch an einem Baumast machen!"

Der Wilhelm schien völlig arglos: „Warum nicht an einem Baumast?"

Er lachte dem Knecht ins Gesicht.

„Das wäre allerdings recht merkwürdig, wenn's wahr wäre," sagte langsam, jedes Wort eigen betonend, der Knecht und sah dabei den Bürgermeisterssohn durchdringend an.

Auf einmal wurde Wilhelm blaß, schien einen Augenblick betroffen und verwirrt, sprang auf und wollte davon. Da faßte ihn der Knecht beim Handgelenk.

„Im Namen des Gesetzes sind Sie verhaftet!" sagte er ruhig und laut.

Noch verstand niemand am Tisch, außer den beiden, was da geschah.

„Was ist denn los?" rief der Bürgermeister, der aufgestanden war.

„Bleiben Sie, bitte, ruhig, Herr Bürgermeister, ich bin ein Kriminalschutzmann, hier ist mein Ausweis."

Er legte seine Marke auf den Tisch.

Dem Bürgermeister schien der Vorfall noch nicht klar. Er rief scharf: „Was wollen Sie denn hier?"

„Bleiben Sie ruhig, ich werde meine Pflicht so unauffällig wie möglich tun. Wenn es ein Fehlgriff war, wird es sich ja bald herausstellen!"

„Das will ich hoffen!" rief der Bürgermeister. Dann riet er dem Sohn, willig dem Beamten zu folgen; er wolle schon dafür sorgen, daß bald Klarheit in die Narretei käme.

Wilhelm schien gefaßt.

Man holte ihm einige bessere Kleidungsstücke, dann wurde er trotz der Einsprache des Bürgermeisters an den Händen gefesselt. Die Mutter weinte. Die Brüder hätten am liebsten den Kriminalbeamten angepackt, aber Wilhelm beteuerte seine Unschuld und ließ sich ruhig abführen. Die drei, die draußen standen, blieben im Dunkeln. Auf dem Rathaus wurde der Verhaftete den Gendarmen übergeben. Am gleichen Abend gingen sie mit ihm fort in die Stadt.

Nach etwa zwei Stunden war die Verhaftung im Dorf bekannt. Die Frau des Bürgermeisters hatte sie einer im Dorf verheirateten Schwester erzählt und von da ging es weiter. Bald redeten die Leute in allen Häusern darüber.

Um diese Zeit waren die Sieben schon auf ihren Posten und umstellten das ganze Dorf.

Um zehn Uhr nachts schlich sich eine gedrückte Gestalt durch die Gassen. Woher der Mensch gekommen war, wußte man nicht, aber einer von den Sieben hatte ihn bemerkt und verfolgte ihn bis zum letzten Haus, wo er eine Weile stehen blieb. Dann rannte er ins freie Feld

hinaus. Aber die Sieben waren rascher, sie ergriffen den Flüchtling. Es war Fedor.

Der Fedor war ein haltloser, armer, geistig minderwertiger Mensch. Schwachsinnig war er nicht, auch hatte er sonst keinen leiblichen oder geistigen Defekt, aber biegsam und schmiegsam war er. Zu biegsam und schmiegsam.

Er versuchte nicht, sich gegen die Festnahme, die eigentlich ungesetzlich war, aufzulehnen und ließ sich in das Rathaus führen. Man brachte ihn noch in der Nacht ebenfalls ins Städtchen.

Niemand konnte den Zusammenhang begreifen, trotzdem in der ganzen Kette kein Glied zu fehlen schien. Fedor gestand zuerst. Dann ließ sich auch Wilhelm dazu herbei, zu reden.

Den ersten Brand hatte der Wilhelm allein gelegt, wie er gestand, „um dem Stuffi eins zu geben". Stuffi hatte ihm sein Mädchen weggenommen, und er wußte, daß nach dem, was damals geschehen war und in aller Mund herumging, man auf jeden Fall Stuffi für den Brandstifter halten würde. Den zweiten Brand hätte er gelegt, um die Aufmerksamkeit vom ersten abzulenken. Als man weiter fragte, warum er dann noch weitere Brände gelegt habe, gab er keine Antwort.

Den Fedor hatte er zu Hilfe genommen, um an zwei Orten gleichzeitig anzünden zu können, aber damals war es nicht zu einem Brand gekommen.

Die Anneliese hatte gewußt, daß Fedor und Wilhelm die Brandstifter waren, weil sie sich beide bei ihr verraten hatten.

Als dann der Herr von der Regierung die Rede gehalten hatte, wäre er auf den Gedanken geraten, Anneliese umzubringen, damit man meine, daß sie es getan hätte.

Dem Mädchen hatten sie beide vorgeredet, daß sie eine Nachtwanderung zusammen machen wollten, sie solle dazu Männerkleider tragen, daß sie nicht erkannt werde. Darauf ging das harmlose Mädchen ein, das sie dann erwürgten. Die Männerkleider waren dazu bestimmt, den irre zu führen, der allenfalls je einmal einen Brandstifter gesehen zu haben glaubte. Man sollte dann meinen, daß die Anneliese auch beim Anlegen der Brände immer Männerkleider getragen habe.

Die Sieben gaben nun alles an, was sie getan hatten und wußten. Sie erhielten die ausgesetzte Belohnung, da der Kriminalbeamte auf den ihm zuerkannten Teil zu ihren Gunsten verzichtete.

Erst wollten einige, darunter auch Jörg, das „Häschergeld" nicht annehmen, taten es aber dann doch und gaben die Hälfte an die armen Abgebrannten, die andere Hälfte verteilten sie.

Wilhelm wurde zum Tod verurteilt. Fedor wanderte ins Zuchthaus.

Stuffi kam nie mehr ins Dorf. Er schrieb, daß es ihm gut ginge. Er hat sich später in der neuen Heimat verheiratet.

Die blonde Elise war damals auch schon vergeben, aber nicht an Edi, der studierte, und nicht an Jörg, der inzwischen in Starfs Emma seine Frau gefunden hatte. Als die beiden heirateten, hatten sie zwei große Kinder. Es waren die Kinder des armen Schluppi. Sie waren das Band, das von Jörg zu Emma ging, und weil sie brav und recht waren, behielt man sie auf dem Hof.

Evas Smaragden

Roman von Alexandra von Bosse / Fortsetzung

Eines Tages erklärte Gregor: „Nun hast du lange genug getrauert, Eva; zu den Mittfasten will ich wieder mit dir einige Gesellschaften besuchen und dann auch bei uns ein Fest arrangieren, wie ich es schon vor Weihnachten plante."

Er verlangte, sie sollte nun allmählich zu Halbtrauer übergehen und wieder Besuche machen. Und als Eva von seinem Wunsch zu Lisa sprach, meinte diese nach kurzem Überlegen: „Weißt du, vielleicht ist es besser. Jedenfalls scheint es mir nicht ratsam, daß Gregor abends so viel allein ausgeht und sich daran gewöhnt. Er ist sehr viel in den Klubs, wo sehr hoch gespielt wird."

Also kleidete Eva sich in Halbtrauer, machte Besuche und wurde wieder zu Tees eingeladen, ging auch mit Gregor ins Theater und bemühte sich, in dieser Weise seine Wünsche zu erfüllen. Zu ihrem Erstaunen gaben dann Goritzkys bei ihr Karten ab. Sie hatte die junge Fürstin Goritzky, née Madame de Belmont, schon im Theater gesehen, wo man sie ihr gezeigt hatte, aber natürlich nicht kennengelernt. Niemand verkehrte mit ihr, die Damen der Petersburger Gesellschaft ignorierten es bis jetzt vollkommen, daß es eine junge Fürstin Goritzky gab. Aber ihre Loge war mit jungen Offizieren der ersten Petersburger Regimenter ganz angefüllt gewesen, die der schönen Französin huldigten. An dem Tage, da Goritzkys bei ihr vorgefahren waren und Karten hatten abgeben lassen, war Gregor nicht da, für einige Tage zur Jagd auf Bären verreist, und am Nachmittag kam Lisa zu ihr. Auch bei ihr waren Goritzkys in ihrem Prachtauto vorgefahren, hatten Karten hinterlassen. Lisa nannte das

eine Unverschämtheit und selbstverständlich dürfe man den Besuch nicht erwidern.

Aber Gregor war darüber andrer Meinung. Er war, als er von seinem Jagdausflug zurückgekommen, sehr ermüdet, hatte seinen Dienst versäumt und dafür von seinem Vorgesetzten eine Nase bekommen. Seine Stimmung war gereizt, als er zum Frühstück nach Hause kam. Während er aß, erzählte ihm Eva von dem Besuch der Goritzkys.

„So, also Karten haben sie abgegeben? Du hast sie nicht empfangen?“

„Sie haben sich nicht anmelden lassen,“ erwiderte Eva, „und natürlich hätte ich sie nicht empfangen.“

„Und warum nicht?“

„Aber Gregor ...“

„Warum nicht? Ich bin mit Axel Goritzky befreundet und ich sehe nicht ein, warum wir ihn und seine liebenswürdige junge Frau nicht bei uns empfangen sollen. Ich weiß, die Petersburger Gesellschaft hat sie vorläufig in die Acht erklärt, weil sie eine Fremde ist und Tänzerin war, aber nun ist sie Fürstin Goritzky.“

Eva schwieg.

Nach dem Frühstück ging Gregor sporenklirrend im Zimmer auf und ab, schien zu überlegen, endlich faßte er einen Entschluß, blieb vor Eva stehen und sagte: „Weißt du was, wir fahren heute noch hin und erwidern den Besuch.“

„Aber Gregor ... Lisa sagt ...“

„Was Lisa sagt, ist mir ganz gleichgültig. Überhaupt diese dummen gesellschaftlichen Vorurteile — pah.“

„Aber gerade wir können doch nicht anfangen, uns über diese Vorurteile hinwegzusetzen.“

„Warum gerade wir nicht? Jemand muß anfangen

und das können ebensogut wir wie andre. Goritzky ist mein Freund, ich kenne seine Frau, und es wird keine Perle aus deiner Krone fallen, wenn du ihr einen Besuch machst. Wir fahren heute nachmittag hin."

„Nein," sagte Eva sehr entschieden, „das tue ich nicht! Auf keinen Fall tue ich das!"

Ganz überrascht blickte er sie an, und allmählich wurde sein Blick drohend.

„Ich — kann nicht!" setzte sie hinzu.

„Wieso — wenn ich es wünsche?"

Eva sah ihn an. Sie war ganz blaß geworden, und ihre Lippen zitterten.

„Gregor, du weißt, daß gerade ich — gerade ich am allerwenigsten ..."

„Ach was — was meinst du?" unterbrach er sie barsch. „Warum willst du dich plötzlich aufs hohe Pferd setzen?"

Eva senkte den Blick und dann sagte sie leise: „Unmöglich! Sie war, ehe sie Goritzky heiratete, deine Geliebte."

Da lachte er belustigt auf.

„Hat dir Lisa das aufgebunden? Und was geht das Lisa an — oder dich? Bist du vielleicht nachträglich eifersüchtig? Lächerlich!"

„Aber unmöglich kann gerade ich als erste ihren Besuch erwidern, das mußt du doch einsehen, Gregor."

„Sehe ich durchaus nicht ein. Wegen dummen Klatschereien — nicht wahr? Dann kannst du auch nicht mit der Matzky verkehren und mancher andern noch. Was wird nicht behauptet. Unsinn! Und du, die hochgeborene Frau Gregor Kyrillowitsch Sublinoff, née Wer-weiß-es."

Eva wurde bleich bis in die Lippen.

„Aber einerlei," sprach er rasch weiter, „selbst wenn du als Großfürstin geboren wärst, so würdest du zu tun

haben, was ich will. Und ich will, daß du diesen Besuch heute noch erwiderst."

Eva schwieg, sah vor sich nieder, biß sich auf die Lippen. Da stampfte er plötzlich so heftig auf, daß das ganze Zimmer erzitterte.

„Ich will's!"

Er blickte auf die Uhr.

„Geh, zieh dich an! In einer halben Stunde fahren wir."

Erschrocken hatte Eva sich erhoben, starrte ihn ganz entsetzt an. Er machte mit der Hand eine befehlende Bewegung nach der Tür, und sie senkte den Kopf, ging hinaus.

Eine halbe Stunde später saßen sie im eleganten Schlitten und sausten durch die nachmittaglich belebten Straßen Petersburgs, vorbei an den prächtigen Auslagen der Magazine am Newskyprospekt und dann am herrlichen Newaufer entlang, vorüber an den hier sich reihenden Palästen der Großfürsten und reichen Russen von hohem Adel. Die Orlofftraber griffen kräftig aus, der Schnee stob unter ihren Hufen, die zahlreichen Schellen auf ihren glänzenden Rücken läuteten melodisch, und leicht glitten die Kufen des Schlittens über den frischen, aber bereits festgefrorenen Schnee.

Es war ein schöner Tag, in der Nacht hatte es geschneit, alles war in eine neue reine Schneedecke gehüllt, die festlich in der Sonne glitzerte. Eva mußte an die erste Fahrt denken, die sie einst an Sublinoffs Seite unternommen hatte, aber heute war ihr nicht festlich zumute. Heute war sie traurig und bedrückt, und in ihren Augen brannten ungeweinte Tränen. Tief empfand sie die Demütigung, die Gregor ihr antat, indem er sie zu diesem Besuch

zwang. Nicht den Besuch bei einer Frau, welche von der guten Gesellschaft geschnitten wurde, empfand sie als Demütigung, aber daß Gregor dieser Frau zuliebe in barscher und beinahe brutaler Weise den Herrn gegen sie herausgekehrt, das demütigte und schmerzte sie.

Dieser Frau zuliebe, die seine Geliebte gewesen war! Liebte er sie noch? — — —

Das Palais des Fürsten Goritzky lag zwischen den letzten der Paläste am Newakai. Der Schlitten hielt davor an. Der Dwornik (Pförtner) in weitem Pelz und hoher Tscherkessenpelzmütze, die vorn ein silbernes Wappen trug, stürzte herbei.

Nein, die Herrschaften waren nicht zu Hause.

Inzwischen war Gregor durch die Fahrt und die frische Winterluft, die seinen heißen Kopf kühlte, besserer Stimmung geworden. Er war ganz froh, daß die Goritzkys nicht zu Hause waren; es genügte, Karten abzugeben, und schon tat es ihm leid, barsch gegen Eva gewesen zu sein. Er machte sie auf den schönen Blick über die gefrorene und verschneite Newa aufmerksam, indem er einen freundlichen Ton anschlug. Ein feiner weißer Dunst verschleierte das kaum sichtbare jenseitige Ufer, durch den die dunklen Umrisse der Peter-Pauls-Festung herüberdrohten, die, von zahlreichen Gebäuden umgeben, gleich einer kleinen Stadt auf einer Newainsel, dicht am rechten Newaufer liegt und im Laufe der Jahrhunderte manche gefallene Größe Rußlands hinter den dicken Mauern ihrer schrecklichen Kasematten beherbergte.

Auf Befehl Sublinoffs lenkte der Kutscher den Schlitten über die lange Anitschowbrücke, vorüber an der schneeverhüllten Fontanka und den mächtigen ehernen Rosselenkern Regreß und Progreß, die heute, von Frost und Schnee überzogen, marmorweiß leuchteten. Sie

fuhren durch einige Stadtteile des jenseitigen Ufers, dann im Fluge über das Eis der Newa zurück, wieder am Kai entlang und an dem mächtigen Standbild Peters des Großen vorüber, dessen erhobene rechte Hand gebieterisch nach Westen zeigt.

Es war eine gleiche Fahrt, wie Eva sie an der Seite Gregors unternommen, als sie noch nicht mit ihm verlobt gewesen war. Es war nicht besonders kalt, man brauchte sein Gesicht nicht ängstlich zu verhüllen. Gregor plauderte, zeigte ihr hier und da ein Gebäude, nannte den Besitzer. Allmählich hob sich auch Evas Stimmung. Noch konnte sie Gregor nicht ganz vergeben, aber schon fing sie an, ihn vor sich selbst zu entschuldigen. Er war müde gewesen von der Jagd, verärgert vom Dienst, schlechter Laune, sonst wäre er nicht so herrisch gegen sie aufgetreten. Und vielleicht war nur zufällig der Besuch bei Goritzkys der Anlaß dazu, aber nicht die Ursache. Sie hatte widersprochen, das vertrug er nicht, wenn er verstimmt war.

Aber Eva sprach doch zu niemandem von dem Besuch bei Goritzkys, nicht einmal zu Lisa. Sie wußte, daß Lisa ihn mißbilligen würde, und nicht nur das. Eva konnte sich vorstellen, daß Lisa wegen dieses Besuches unfreundliche Bemerkungen über Gregor machen würde, wozu sie sich nie eine Gelegenheit entgehen ließ, und Eva konnte das nicht vertragen.

Als die Mittfasten begannen, erwachte das gesellschaftliche Leben Petersburgs zu einem kurzen, fieberhaften Rausch. Die kurze Unterbrechung der in Rußland streng eingehaltenen, öden und langweiligen Fastenzeit mußte ausgenutzt werden. Eva hatte Besuche gemacht, wo Gregor es wünschte, sie wurden nun überall eingeladen, und nun war sie keinen Abend mehr zu Hause. An manchen

Abenden besuchten sie zwei oder drei Feste hintereinander, von einem zum andern eilend, und selten kamen sie vor morgens fünf oder sechs Uhr nach Hause, zuweilen auch später. Dann schlief Eva bis Mittag, um sich gleich danach anzukleiden und zu Nachmittagstees und Empfängen zu fahren.

Dieses Leben ermüdete sie zunächst nicht, es machte ihr Vergnügen, weil sie sah, daß es Gregor Vergnügen machte, und sie sich freute, daß er stolz war, sich mit ihr zeigen zu können. Er bekümmerte sich sogar um ihre Toiletten. Er wünschte, daß sie schön aussah und bewundert würde. Und man sprach in Petersburg nun schon von ihr als von der schönen Sublinoff, was ihn sehr befriedigte.

Gegen Ende der Mittfastenzeit sollte das große Ballfest bei ihnen stattfinden, zahlreiche Einladungen waren ergangen und große Vorbereitungen getroffen. Ihre Wohnung war dafür nicht ausreichend, aber Sublinoff hatte die zurzeit leerstehende, anschließende Wohnung rasch entschlossen dazu gemietet, Wände durchbrechen und abbrechen lassen, und so zwei große Säle gewonnen, die neu tapeziert, mit Parkett belegt und zu Festsälen hergerichtet wurden. Ohne Rücksicht auf die Kosten. Eva ahnte nicht, daß dafür ein großer Teil von der Summe verwandt wurde, die Sublinoff für den Verkauf des Rigaer Hauses erhalten hatte. Da sie überhaupt keine Ahnung von Geld und Geldeswert hatte, machte sie sich über die Kosten, die das Fest verursachte, weder Gedanken noch Sorgen. Für gewöhnlich hatten sie zwei Diener, den Kosaken als Gregors Ordonnanz und einen Hausdiener, dazu wurden für das Fest noch ein Dutzend Lohndiener gemietet, die Sublinoff alle in neue Livreen einkleidete, welche extra angefertigt wurden. Hellblaue,

silberbetreßte Röcke, dunkelrote Westen, dunkelroteSamt-eskarpins, weiße Strümpfe und Schnallenschuhe. Sublinoffs Ehrgeiz war es, daß sein Fest gegen keines der andern zurückstehen sollte. Dabei sprach er nur von seinem kleinen Fest, sorgte jedoch, daß man erfuhr, es würde glänzend werden.

Sehr wenige der geladenen Gäste sagten ab, und die besten Namen waren unter denen, welche die Einladung angenommen hatten; auch die Fürstin Garizzin, die immer Gregor protegierte, hatte ihr Erscheinen zugesagt. Und er hatte für alle eine ganz besondere Überraschung bereit, deren mögliche Folgen ihn beunruhigten und nervös machte; aber doch freute es ihn, daß er es gewagt. Er hatte die Goritzkys eingeladen.

Nur Eva wußte es und sie bebte innerlich, als Schlitten und Autos in endloser Folge vorzufahren begannen. Es war zwischen dem Fürsten Goritzky und Gregor vereinbart worden, daß sie sehr spät kommen sollten, wenn alle andern Gäste schon da waren; diese mußten sich dann mit der Tatsache abfinden. Eva fürchtete, daß das Erscheinen der ehemaligen französischen Tänzerin im Kreise der illustren Gäste zu einer Störung des Festes, womöglich zu einem Skandal führen könnte.

Aber sie war sehr in Anspruch genommen, alle Gäste zu begrüßen, mit jedem einige Worte zu wechseln und liebenswürdige Gastgeberin zu sein. Endlich mußte sie am Arm des alten Fürsten Garizzin die Polonäse anführen, und alles das erregte sie, es fing an, sie zu freuen, daß ihr Fest so gut besucht war und alles sich zunächst so befriedigend anließ; sie vergaß die Angst um das kommende Erscheinen der Goritzkys.

Gregor hatte darauf bestanden, daß Eva sich eine sehr kostbare Toilette aus Paris für das Fest besorgte. Es

war ein Kleid aus weißem Atlas und ganz überrieselt von köstlichen Spitzen, der Rock eng, wie es die Mode gebot, und mit einer schmalen Schleppe. Um den entblößten Hals trug sie heute den prachtvollen Smaragdschmuck. Die herrlichen grünen Steine funkelten an ihrem Halse und hingen an einer Art Goldfiligran bis auf ihre Brust herab, das perlmatte Weiß ihrer Haut hervorhebend. Der Schmuck war schwer, Eva empfand ihn fast wie eine Last. Die schöne Perlenkette — ein Hochzeitsgeschenk Papachen Malvers an seine Braut —, die Eva sonst immer an sich trug, war heute durch das Gold ihrer Haare geschlungen.

Zuerst war sie blaß gewesen, aber nach und nach röteten sich ihre Wangen, und sie sah so schön, so frisch und lieblich aus, daß der alte Garizzin nicht übertrieb, als er sagte, sie sei zurzeit die schönste junge Frau in Petersburg.

Man tanzte im großen Saal.

Aber dann ging plötzlich eine Bewegung, ein Rauschen und Flüstern durch die Reihen und Gruppen der nichttanzenden Gäste, und dann gewahrte Eva die Ursache davon: Goritzkys massige Riesengestalt. Von weitem leuchtete über die Köpfe der ihn Umringenden hinweg sein dickes, rotes Babygesicht mit der breiten, gebuckelten Stirn und dem darüber starr aufstrebenden rötlichen Haar. Er strahlte wie ein Kind unterm Weihnachtsbaum, und seine von Fettpolstern umlagerten merkwürdig runden Augen blickten sich stolz vergnügt um.

Die Dame, die er am Arm führte, erschien klein und zierlich neben ihm. Sie trug eine silbergraue, schillernde Toilette, die sich gleich einer Schlangenhaut ihrem geschmeidigen Körper anschmiegte, ein breites Diamantkollier um den schlanken Hals, und ein Diadem in Form

einer Fürstenkrone schimmerte und blitzte über dem blau-schwarzen Haar, das eng an den Kopf frisiert war.

Die Fürstin Goritzky!

Von Mund zu Mund wurde der Name geflüstert. Man wunderte sich. Man wollte seinen Augen nicht trauen. Man war empört. Man war unangenehm berührt. Was fiel denn den Sublinoffs ein, die Goritzkys einzuladen!

Während Eva durch den Saal schritt, um diese neuen Gäste zu begrüßen, umrauschte sie dieses Geflüster, und sie empfand all dieses Sichwundern, Staunen und die Mißbilligung, die sich in aller Mienen ausdrückte, wie körperliches Unbehagen. Endlich erreichte sie das Paar, das von einem Kreis von Herren, meist Offizieren, umringt war, die sich herandrängten, der schönen Französin zu huldigen.

Eva war in größter Verlegenheit. Nachdem sie das Paar begrüßt und einige konventionelle Phrasen mit Clarisse gewechselt, versuchte sie, wie Gregor es ihr nahegelegt, die Französin mit einigen der anwesenden Damen bekannt zu machen. Aber die Damen wichen aus, ließen es meist gar nicht zu einer Vorstellung kommen, und gelang eine solche doch, war ein kurzes, kühles Kopfneigen und dann ein Übersehen die Folge. Schließlich gab Eva resigniert ihr Bemühen auf, überließ die Französin den Huldigungen der Herren, die sie gleich wieder umringten. Mit bezauberndem Lächeln, aber in Haltung und Bewegung Zurückhaltung und Würde markierend, wie das ihrer neuen Stellung als Fürstin zukam, nahm Clarisse diese Huldigungen entgegen, dabei musterten ihre von dichten Wimpern verschleierten Augen verstohlen und mit bösem Glitzern die Damen, die vorüberkamen oder in Gruppen zusammenstanden, und deren ablehnendes Verhalten ihr durchaus nicht entgangen war. Sie

plauderte heiter und unbefangen, aber ihr Herz bebte vor Wut, weil man es gewagt, sie, die Fürstin Goritzky, zu schneiden. Und sie verdachte es Eva, daß diese es nur so schüchtern und unbeholfen versucht, sie einigen der Damen vorzustellen.

Ah — dafür wollte sie sich rächen!

Die offene und entschiedene Ablehnung, die Evas Versuche, ihren unwillkommenen Gast bei den anwesenden Damen einzuführen, erfuhren, kränkten aber sie selbst, denn trotz allem war die Fürstin Goritzky heute ihr Gast, und ihr war danach zumute, als sei sie geohrfeigt worden. Und sie fühlte, daß sie ungeschickt gewesen war, daß sie wohl zunächst Damen hätte aussuchen müssen, die weniger hochmütig und unnahbar waren. Als sie das noch überlegte, fühlte sie eine Hand auf ihrem Arm, und sich umwendend, sah sie sich der Gräfin Kratkoff gegenüber, die ihr mit hochgezogenen Brauen und zornig blitzenden Augen zuflüsterte: „Aber ich bitte Sie, liebste Eva, wie sind Sie nur auf den unglücklichen Gedanken gekommen, die Goritzky einzuladen?“

Eva erwiderte nichts, starrte sie nur ganz fassungslos entsetzt an, da vermutete die Kratkoff, Eva sei durch das Erscheinen des Fürsten Goritzky in Begleitung seiner Frau selbst überrascht worden.

„Es ist schrecklich,“ sprach sie weiter, „ganz schrecklich! Sie müssen sehen, das zu entschuldigen, ehe Ihr Fest mit einem Skandal endigt. Fürstin Garizzin hat bereits ihren Wagen bestellt und andre werden ihrem Beispiel folgen.“

„Wie denn — entschuldigen?“ stammelte Eva, aber darauf wußte ihr Gräfin Kratkoff keinen Rat zu geben, und andre Damen traten heran, das Ereignis zu besprechen; dabei hörte Eva, wie die Kratkoff sagte: „Ach,

was ist dabei; ich glaube, die Sublinoffs sind daran ganz unschuldig."

Unterdessen war es auch Gregor zu Ohren gekommen, daß seine hohe Gönnerin, die Fürstin Garizzin, Weisung gegeben hatte, ihren Wagen vorfahren zu lassen, und ganz entsetzt eilte er zu ihr, wohl fürchtend, daß viele der Damen ihr Beispiel befolgen würden. Es gelang ihm, sie für einen Augenblick zu isolieren.

„Aber ich bitte Sie, teuerste Fürstin, ich höre ... nein, es ist gewiß nicht wahr, daß Sie uns jetzt schon verlassen wollen."

„Heftige Kopfschmerzen, mein Bester, dagegen ist nichts zu machen," erwiderte die alte Fürstin mit feinem Lächeln.

„Nein, nein, Sie werden mir das nicht antun, liebste Freundin," flehte Gregor. „Und ich versichere Sie, ich kann nichts dafür! Eine Ungeschicklichkeit Goritzkys nur ..."

Fürstin Garizzin hob leicht die feinen Brauen und tat, als verstünde sie nicht, was Gregor meinte.

„Natürlich können Sie nichts dafür, daß ich Kopfschmerzen habe, lieber Gregor."

Und sie lächelte ihm herzlich zu, reichte ihm die Hand, die er tief aufseufzend an die Lippen drückte.

Dann ging es allmählich von Mund zu Mund und dabei lächelte man nachsichtig, zuckte die Achseln: „Eine Ungeschicklichkeit dieses armen Goritzky!"

Nun, dem Goritzky, dem Tölpel, konnte man es nicht übelnehmen, und die Sublinoffs konnten da natürlich nichts dafür. Einige ältere Damen befolgten zwar trotzdem das Beispiel der alten Fürstin, aber alle andern blieben und fanden sich mit der Tatsache ab, daß eine Dame anwesend war, die nicht zur Gesellschaft gehörte. Warum sollte man sich durch eine Ungeschicklichkeit Goritzkys den Abend verderben lassen?

Einige äußerten sich Eva gegenüber bedauernd, daß durch Goritzkys Dummheit ihr Fest beinahe eine Störung erfahren habe, und Eva lächelte dazu, widersprach nicht, weil alle mit dieser Version zufrieden zu sein schienen. Man gab also Gregor nicht die Schuld an der unangenehmen Sensation, man würde es ihm nicht nachtragen. Und sie atmete freier. Sie hörte Gräfin Kratkoff sagen: „Der Arme, er kann nichts dafür. Er hätte eine Frau haben sollen, die ihn führt, der arme Axel, und da hat er nun diese Kokotte geheiratet."

Der arme Axel erfuhr natürlich nichts von der Ungeschicklichkeit, die er begangen haben sollte, und konnte sich nicht dagegen verwahren; es schadete auch nichts. Er war überglücklich. Er bemerkte es gar nicht, daß seine Frau von der gesamten Damenwelt geschnitten wurde, sie tanzte, sie amüsierte sich, sie wurde gefeiert. Immer war sie von einem ganzen Schwarm von Offizieren umringt.

Der Kotillion verlief glänzend. In einer der letzten Touren wurden an die Damen schmale goldene Armreifen verteilt, und an der Zahl der übriggebliebenen Reifen konnten später Sublinoffs feststellen, wieviele Damen vorzeitig das Fest verlassen hatten. Man tanzte bis zum Morgen, und Eva war so ermüdet, wie sie es noch nie zuvor gewesen, als endlich Schlitten und Autos vorzufahren begannen und die Säle sich leerten. Sobald die letzte der Damen in Pelze gehüllt das Haus verlassen, zog sie sich zurück und schlief sehr bald mit dem befriedigenden Bewußtsein ein, daß ihr Fest genau so schön und schließlich doch ohne Störung verlaufen war, wie alle die vielen andern, die sie mitgemacht hatte.

Im Herrenzimmer aber wurde noch bis zum anbrechenden Tag getrunken und Karten gespielt, wobei Gregor

nicht fehlte. Einige der Herren mußten schließlich von den Dienern zu ihren Autos oder Schlitten getragen werden, was aber von Sublinoff als ein durchaus würdiger Abschluß seines Festes angesehen wurde.

Am andern Tag war Gregor, obgleich er zuletzt auch stark getrunken hatte, wieder ganz frisch und munter, denn seiner kräftigen Natur konnten starke Getränke nichts anhaben. Er war sehr befriedigt. Beim Frühstück lachte er über die Sensation, welche durch das Erscheinen der Fürstin Goritzky, née Madame de Belmont, erregt worden war. So was sei immer sehr gut, meinte er, belebe, gäbe Stoff zu anregender Unterhaltung und man langweile sich nicht. Er triumphierte und war stolz darauf, daß es ihm gelungen war, alle Schuld von sich abzuwälzen. Goritzkys Dummheit traue man alles zu — haha! — und man sei sehr zufrieden damit, daß er wieder eine begangen habe. Es schade auch nichts, da dem guten Axel kein Mensch etwas übelnehme.

Eva empfand doch so etwas wie Gewissensbisse und es war ihr nicht ganz recht, daß Gregor auch noch stolz darauf war, die eigene Schuld auf den ahnungslosen Freund abgewälzt zu haben. Sie lächelte zwar zu Gregors Worten, aber er bemerkte doch, daß das Lächeln etwas erzwungen war, und warnend sagte er: „Nun verdirb du nicht alles, Liebe, und gib nicht etwa zu, daß ich die Goritzkys eingeladen habe, auch Lisa verschweige das, wenn sie dich fragen sollte."

Eva war froh, als nun die Mittfasten ein Ende nahmen und die Gesellschaften aufhörten. Wohl wurden sie noch ab und zu eingeladen, da zu einem gemütlichen Abend, hier zu „einem Teller Suppe", aber getanzt wurde nicht

mehr. Seit ihrem Fest fühlte sie sich oft müde und abgespannt und einmal, als sie von einem Spaziergang kam, überfiel sie auf der Treppe ein plötzlicher Schwindel, der sie erschreckte. Danach fühlte sie eine unangenehme Schwere in den Beinen und Übelkeitsgefühl, so daß sie fürchtete, krank zu werden. Bis auf die obligaten Kinderkrankheiten, die sie leicht überstanden, war sie nie eigentlich krank gewesen. Schnupfen und Husten kannte sie an sich kaum, an Kopfschmerzen litt sie nie, alle Organe ihres durch und durch gesunden Körpers hatten bisher immer prachtvoll funktioniert. Und jetzt auf einmal diese Müdigkeit, die auch auf ihr Gemüt wirkte, denn oft fühlte sie sich so bedrückt und verstimmt, daß sie nahe daran war, zu weinen, ohne einen rechten Grund dafür angeben zu können.

So war sie froh, daß sie nun häufig ruhig zu Hause bleiben konnte des Abends, und da Gregor ihr dabei nicht Gesellschaft leistete, ging sie wieder oft zu Lisa hinüber. Eines Tages, als sie dort war, kam Michael nach Hause, und die Kinder sprangen ihm freudig entgegen, umarmten den Papa, kletterten an ihm empor und machten so viel Wesens über sein Heimkommen, als hätten sie ihn wochenlang entbehren müssen. Gerührt und ein wenig neidisch sah Eva das mit an und wie Michaels nicht schönes, aber gutes Gesicht dabei von Liebe und Zärtlichkeit strahlte. Und sie stellte sich vor, wie später, wenn sie selbst Kinder haben würde, Gregor bei seiner Heimkehr von diesen umjubelt werden würde, und es erschien ihr selbstverständlich, daß er dann lieber bei ihr und seinen Kindern verweilen müßte, als in den Klubs herumzusitzen und Karten zu spielen. Sie sprach dann mit Lisa darüber, und diese stimmte ihr bei, meinte aber dann: „Wenn die Kinder größer sind schon, aber solange

sie noch klein sind, schreien und so, weiß der Mann nichts mit ihnen anzufangen und empfindet sie störend. So war es zuerst mit Michael. Und er war dann geradezu eifersüchtig, wenn ich mich zu viel mit den Kindern beschäftigte, glaubte sich vernachlässigt."

Eva seufzte tief auf. Sie wußte selbst nicht, warum sie so tief aufseufzen mußte. Dann vertraute sie Lisa an, wie sehr sie sich nun ein Kindchen wünsche, und wie groß ihre Angst sei, daß sie keine bekommen würde. Lisa lachte sie aus. Die Kinder würden schon kommen. Warum denn nicht? Sie und Gregor seien doch beide gesunde junge Menschen.

„Ich bin aber gar nicht mehr so gesund wie ich war," gestand Eva und erzählte, wie müde sie oft jetzt sei, von dem Schwindelanfall und von den Übelkeitsgefühlen, die sie zuweilen quälten, und wie sehr sie dadurch beunruhigt werde. Da umarmte Lisa sie und sagte lachend: „Aber Liebchen, da sind wir ja wohl schon so weit."

Nicht verstehend, sah Eva sie an.

„Nun ja," nickte Lisa und machte ein ganz spitzbübisches Gesicht, „ich möchte wetten, daß du schon im Herbst eine Wiege neben deinem Bett stehen haben wirst."

Bei diesen Worten wurde Eva so bleich, daß Lisa erschrocken eine Ohnmacht befürchtete, aber schon überflutete glühende Röte Evas Gesicht und sich erhebend, rief sie freudestrahlend: „Ja, ja! Ach, Lisa, ich glaube wirklich, du wirst die Wette gewinnen!"

Und Lisa behielt recht. Der alte Hausarzt der Schachtens, den Eva befragte, bestätigte ihre Vermutung und gab ihr die frohe Zuversicht auf das neue Glück, das ihr beschieden sein sollte. Sie war selig. Nur eins beeinträchtigte ein wenig ihre Glückseligkeit, und das war, daß Gregor die Nachricht ziemlich gleichmütig aufnahm. Er

schien sich gar nicht besonders über die Aussicht zu freuen, bald ein Söhnchen oder Töchterchen sein eigen nennen zu können. Er war befriedigt, daß Eva sich während des Sommers würde schonen müssen, also im Winter wieder alle Geselligkeiten mitmachen konnte. Es sei nun sehr günstig, meinte er, daß sie das Häuschen in Terijoky erworben hätten, weil Eva dort in aller Ruhe den Sommer verbringen könnte.

Auf den Sommeraufenthalt im eigenen kleinen Landhaus, das mit den hübschen alten Möbeln aus dem Rigaer Hause eingerichtet worden, freute sich Eva schon. Gregor, der durch den Dienst in Petersburg zurückgehalten werden würde, konnte dann doch oft hinauskommen, denn Terijoky war von Petersburg leicht erreichbar und die Verbindung sehr gut. So erschien ihr die kommende Zukunft licht und rosig.

Wenn Eva an ihre Kindheit und Jugend zurückdachte, verglich sie diese einem der langen russischen Sommertage, an denen die Sonne auch nachts nur für kurze Zeit unter dem Horizont versinkt. So hell, so sonnig war alles um sie gewesen und niemals war es Nacht geworden. Ebenso das erste Jahr ihrer Ehe, bis auf einige Schatten, die über ihren Weg fielen, aber bald wieder schwanden. Als sie in letzter Zeit sich zuweilen bedrückt gefühlt und traurig gewesen war, da hatte sie wohl gemeint, nun müßten die dunklen Nächte in ihr Leben kommen, denn immer konnten in einem Menschenleben die langen hellen Tage des Glücks nicht währen. Aber nun war das vorüber, nun leuchtete ihr Aussicht auf ein neues Glück, das sich zu dem alten gesellen sollte. Ihr Zustand allerdings bedingte wechselnde Stimmung, und oft wollten noch böse Ahnungen und Bangen vor der Zukunft sie beschleichen, aber dann dachte sie an das

winzig-kleine Herzchen, das unter ihrem Herzen schlug, und die bösen Geister entflohen.

Gott war gnädig, als er es den Menschen verwehrte, in die Zukunft zu schauen, denn wie könnten sie sonst glücklich sein. Eva war noch glücklich, nichts schien ihr Glück zu bedrohen, und doch neigten sich für sie die langen hellen Tage ihrem Ende entgegen und lange, lange dunkle Nächte nahten.

Mitte Juni zog Eva nach Terijoky. Gregor brachte sie selbst hinaus in seinem neuen, prächtigen Auto, einem hundertpferdigen Mercedeswagen, den er aus Deutschland hatte kommen lassen und den er selbst steuerte. Er war besorgt um Evas Wohlbefinden, Kissen, Teppiche und sonstige Bequemlichkeiten waren aus der Petersburger Wohnung herbeigeschafft worden, die Rigaer Einrichtung zu vervollständigen. Dann eine Menge Vorräte an Lebensmitteln. Gregor war der Meinung, auf dem Lande müßte man stets mit einem Überfluß an Vorräten versehen sein. Es gab im Garten einen Eiskeller, darin wurden Pakete gepreßten Kaviars und viele Büchsen mit pikant eingesalzenen Fischchen, Sardinen, geräucherter Lachs und andere Delikatessen, wie Terrinen mit Gänseleberpasteten und so weiter, verstaut, alles solches, was der Russe gern als „Sakuska“, ein pikantes Voressen, verzehrt. Dazu kam Wein, Sekt und verschiedene Liköre, sowie feiner Branntwein. Wenn er nach Terijoky hinauskam, wollte er nichts entbehren.

Er blieb einige Tage und genoß mit Eva die erste Freude am eigenen Heim. Ihre Wohnung in Petersburg war sehr hübsch und elegant, aber das Haus gehörte nicht ihnen. Er richtete eifrig ein, noch Möbel verstellend, und stieg selbst auf die Leiter, ein Bild anders zu hängen

oder den Faltenwurf eines Vorhangs zu ändern. Es machte ihm Spaß. Er war in bester Laune, geradezu knabenhaft vergnügt und sehr zärtlich zu Eva. Er sagte, er freue sich schon darauf, jeden Samstag zu kommen und über Sonntag Gast bei Frau Eva Iwanowna zu sein. Ganz scharmant sei es doch, der Gast einer so süßen kleinen Frau zu sein.

Er war so, wie Eva ihn am liebsten hatte, und wäre es möglich gewesen, würde sie sich jetzt noch mehr in ihn verliebt haben. Und an alles hatte er gedacht, was zu ihrer Bequemlichkeit nötig sein könnte. Er hatte einen hübschen kleinen Ponywagen besorgt und ein frommes, dickes Pony, einen Grauschimmel, dazu, damit Eva in der Umgegend herumfahren konnte, wenn ihr das Gehen schwer zu werden begann.

Drei Dienstboten standen Eva zur Verfügung, die Köchin Axinja, der Diener Waßja, der auch das Pferd versorgen sollte, und Mascha. Für mehr war in dem Landhäuschen kein Raum. Die Stadtwohnung sollte geschlossen werden, Gregor wollte lieber im Hotel wohnen, es sei bequemer und einfacher, da er ja doch später zu Felddienstübungen und Manövern fort mußte. So war alles aufs beste eingerichtet.

Es war schon sehr heiß. In Rußland gibt es kaum Frühling, dem Winter folgt gleich der Sommer, der kurz und heiß ist. Die Sonne brannte, aber das Wasser der Ostsee war noch eisigkalt. Trotzdem badete Gregor, und Eva, auf einem von der Sonne erwärmten Stein sitzend, sah ihm zu. Ihre Hände wühlten im weichen Sande, und sie selbst war wie eingehüllt in Sonnenwärme und wonniges Glücksempfinden, das sie träumerisch machte und über alles Irdische zu erheben schien. Sie blickte über das blaßblaue Meer, das sich hob und senkte, gleich einer

ruhig atmenden Brust und kleine, glashelle Wellen an den Strand warf, die wispernd ihren Schaum über den dunkleren nassen Sand breiteten.

Ach, wie schön war es doch auf der Welt!

Und im Geist sah Eva kleine Kinderchen, gleich kleinen Engeln, um sich herum im Sande spielen, ihre eigenen Kinder. Wie eine Vision war das, und wie aus süßem Traum schrak sie auf, als Gregor ihren Namen rief. Fertig angezogen kam er von der Badehütte her in einem weißen Flanellanzug und weißen Schuhen. Sein dunkles Gesicht erschien noch dunkler als sonst; aus ihren Träumen erwachend, und weil sie ihn meist in Uniform zu sehen gewöhnt war, erschien er ihr für den Augenblick so ganz fremd, daß sie heftig erschrak und errötete.

„Nun," rief er lachend, „du scheinst ein Schläfchen gemacht zu haben — ja?"

Da lächelte sie befreit, froh, daß er es war und nicht der Fremde, den sie zuerst zu sehen vermeinte. Als er sich neben sie setzte auf den niedrigen, flachen Stein, lehnte sie den Kopf an seine breite Brust, und er schlang den Arm um sie und küßte sie zärtlich: „Evitschka, mein Täubchen, mein goldenes Herz!"

Da bemerkte er erstaunend, daß unter ihren geschlossenen Lidern hervor Tränen perlten.

„Aber Lieb, warum ...? Was ist dir?"

Durch einen Schleier von Tränen sah sie lächelnd zu ihm auf: „Ach, Gregor, es ist nur, weil ich heute so schrecklich — schrecklich glücklich bin ..."

Wie ausgemacht, kam Gregor am folgenden Samstag und blieb über Sonntag bei Eva. Das nächste Mal aber entschuldigte ihn eine Karte. Er sei bei seinem Divisionskommandeur eingeladen, absagen nicht möglich, und den

Samstag darauf mußte er einen Großfürsten begleiten. Eva war beidemal sehr enttäuscht, sie lebte eigentlich die ganze Woche ständig in Erwartung des Samstags, der ihr Gregor bringen sollte, und es machte sie traurig, daß er nicht kam. Einsam war sie eigentlich nicht. Es waren viele Petersburger in Terijoky, in Merrekül und in andern kleineren Orten der Ostseeküste, es verging kaum ein Tag, der ihr nicht Besuche brachte; außerdem war sie immer beschäftigt.

Das Landhaus lag außerhalb Terijokys. Man mußte vom eigentlichen Seebad aus durch das hübsche Dorf mit seinen zerstreut liegenden, schmucken Holzhäusern gehen. Das Haus war auch ganz aus Holz und den Bauernhäusern ähnlich gebaut, später erst waren nach Süden und Osten Veranden angebaut worden. Es war von einem hübschen Garten umgeben, an den sich nach Norden ein dichter, heller Birkenwald anschloß, von dem ein Teil, wie auch eine Wiese, zu dem Besitz gehörte. Der Garten war hübsch angepflanzt und voller Blumen, besonders vielen Staudengewächsen, die jedes Jahr von selbst wieder wuchsen und blühten. Auch Gemüse war angepflanzt. Der Birkenwald schützte den Garten vor dem Seewind.

Da die Dargilows für die Kinder Ziegen gehalten hatten, befand sich unweit des Hauses ein Stall in Form eines Blockhäuschens, den hatte Gregor innen für das Pferd herrichten lassen. Daran schloß sich ein geräumiges Hühnerhaus, ein Schuppen für Geräte aller Art, und eine Remise für den Wagen hatte Gregor provisorisch aufrichten lassen. Später wollte er eine massive Garage bauen.

Am achten Juli war Gregors Geburtstag. Obgleich mitten in der Woche, kam Gregor doch heraus, und zwar

mit dem frühesten Zug. Auf Evas Frage sagte er, an dem Auto sei etwas nicht in Ordnung gewesen. Er brachte ihr schönes Konfekt, frischen Kaviar und eine goldene Armbandkette, daran, wie er erklärte, später kleine goldene Herzchen befestigt werden sollten, für jedes Kind, das sie ihm schenken würde, ein Herzchen.

Aber er war zerstreut und unruhig, zwischen seinen starken schwarzen Brauen grub sich eine Falte ein, die Eva nicht gefiel. Sie merkte ihm an, daß ihn etwas quälend beschäftigte und sie hätte ihn gern gefragt, was ihm Sorge machte, wagte es aber nicht. Er blieb kaum einen Augenblick ruhig im Zimmer sitzen, ging auf und ab, pfiff, rauchte, erzählte nichts, fragte sie nach nichts, und als sie ihm erzählte, wen sie zu Besuch gehabt und was sie seit seinem letzten Dasein getrieben habe, hörte er kaum zu. Es machte sie traurig, daß er mit seinen Gedanken gar nicht bei ihr war.

Zu Mittag kamen Dargilows, um den Geburtstag mitzufeiern, und sie brachten eine für sie selbst sehr freudige Nachricht, die aber Eva betrübte. Michael, der im Auswärtigen Amt arbeitete, war endlich ein Posten im Ausland angeboten worden, wie er sich das schon lange gewünscht hatte. Er sollte Sekretär an der Botschaft in Lissabon werden. Er war überglücklich und ebenso Lisa, zunächst um seinetwillen, aber dann auch, weil sie sich für einige Zeit aus Rußland hinaussehnte und sich auf die Abwechslung freute. Außerdem war es eine Beförderung für Michael, danach konnte es leicht geschehen, daß er in einigen Jahren Botschafter wurde.

Eva aber war ganz entsetzt, als sie erfuhr, daß Dargilows bereits Ende Juli oder Anfang August Rußland verlassen würden. Dann blieb sie ja ganz allein, dann hatte sie niemanden, der ihr nahestand, wenn ihr Kindchen

geboren wurde! Es war ihr bisher immer eine Beruhigung gewesen, daß Lisa in der Nähe war und jedenfalls bei ihr sein würde, wenn ihr erstes Kindchen zur Welt kam, weil gerade dann — Anfang oder Mitte September — die großen Manöver im Gang waren und Gregor nicht würde bei ihr sein können. Zum erstenmal kam es ihr so recht zum Bewußtsein, wie allein sie in der Welt stand, da sie so gar keine Verwandten besaß.

Lisa sah ihr an, wie die Nachricht sie betrübte, und der Gedanke, daß sie Eva in ihrer schweren Stunde nicht würde beistehen können, betrübte sie selbst auch und warf einen Schatten über die Freude, die Michaels Ernennung ihr machte. Um Eva zu trösten, meinte sie, Michael würde wohl zunächst allein nach Portugal abreisen, dort alles für sie vorbereiten, besonders weil im Juli und August die Hitze in Lissabon noch unerträglich sein sollte und der Klimawechsel um diese Jahreszeit gefährlich für die Kinder. Sie flüsterte das Eva beruhigend zu, während Michael sich mit Gregor unterhielt. Dabei wußte sie, daß Michael nie darein willigen würde, allein zu reisen, sogar lieber auf den Posten verzichten als das, und daß er sich bereits um eine der schönen Sommerfrischen in der Nähe Lissabons für sie und die Kinder erkundigt. Aber wer weiß, dachte sie, vielleicht wurde ihre Abreise doch noch verschoben und jedenfalls sollte Eva sich nicht schon lange vorher trüben Gedanken hingeben.

„Ich höre, du hast dein neues Auto wieder verkauft, warum?" sagte in diesem Augenblick Michael, und Eva erschrak, blickte fragend zu Gregor auf.

„Nun ja," erwiderte Gregor gleichmütig, „ich will mir einen kleineren, handlichen Wagen anschaffen, den ich besser brauchen kann, wenn die Manöver anfangen."

„Warum hat er mir nicht die Wahrheit gesagt? Warum

hat er mir gesagt, am Auto sei etwas nicht in Ordnung?" fragte sich Eva. Und alles zusammen verstimmte sie so, daß sie nahe daran war, in Tränen auszubrechen, und sich mit aller Gewalt zusammennehmen mußte, ihrer Verstimmung Herr zu werden.

Nach dem Essen wurde auf der Veranda Kaffee gereicht. Gregor hatte bei Tisch viel Sekt getrunken, jetzt sprach er den verschiedenen Likören stark zu, und sein Gesicht rötete sich immer mehr, er wurde lebhafter. Dann zogen Lisa und Eva sich zurück, um zu ruhen, die Herren blieben allein auf der Veranda, und sie besprachen Michaels Übersiedlung nach Lissabon. Gregor sagte, er beneide ihn darum; als Militär wäre man gezwungen, sein ganzes Leben innerhalb Rußlands zu verbringen und keine Abwechslung sei dabei. Wenn es doch wenigstens einmal einen Krieg gäbe!

„Nun, den haben wir ja kürzlich erst gehabt," meinte Michael.

„Mit Japan, natürlich unglücklich, weil man die Truppen erst von weit heranschaffen mußte. Einen europäischen Krieg meine ich."

„Gott bewahre uns davor!" sagte Michael und sein Gesicht verfinsterte sich dabei, denn er wußte, daß gewisse Kreise der russischen Diplomatie darauf hinarbeiteten. Ablenkend fragte er wieder nach Gregors Automobil, bedauerte, daß er den schönen Wagen hergegeben habe, und Gregor machte eine Grimasse, goß sich noch ein Glas Likör ein und trank es hastig aus.

„Ich mußte," gestand er dann, „weißt du, Michael, ich war in einer Klemme, hatte im Klub scheußliches Pech gehabt."

Michael zog die Brauen hoch. Er wußte, daß im Adelsklub sehr hoch gespielt wurde, jeden Abend Unsummen

verloren und gewonnen wurden, und es war ihm mitgeteilt worden, daß Sublinoff dort in letzter Zeit große Verluste gehabt hatte. Man mußte ihn warnen. Aber hatte er ein Recht dazu? Schließlich sagte er: „Wenn man verheiratet ist, sollte man . . ." er stockte und Gregor sah ihn an, da endete er: „Besser ist es dann, man spielt überhaupt nicht mehr."

Gregor zuckte die Achseln. „Nun, man hat nicht immer Pech."

„Aber wenn man es hat, gibt es gleich große Verluste, die nicht wieder eingebracht werden, denn ein späterer Gewinn macht sie nicht wieder wett. Kein Mensch legt Spielgewinn auf Zinsen an."

„Nein," gab Gregor zu. „Aber im Frühjahr kaufte ich mir das Auto nach einigen glücklichen Abenden, nun, und das habe ich jetzt wieder verkauft, also — quitt."

Er log, aber nur teilweise. Allerdings hatte er damals im Klub Glück gehabt, aber der Gewinn war lange nicht so bedeutend gewesen, um ein großes neues Auto davon bezahlen zu können; um dieses zu bezahlen, hatte er Geld auf Kredit von der Bank entnommen. Er wußte nun schon gar nicht, wie hoch die Schuld auf der Bank, an der Evas Vermögen im Depot war, sich belief, er wollte es gar nicht wissen, las grundsätzlich niemals die Mitteilungen, welche ihm von da zugingen. Dennoch fürchtete er schon, daß ihm der Kredit plötzlich gesperrt werden könnte, wollte ihn nicht gleich wieder in Anspruch nehmen und doch brauchte er wieder eine größere Summe. Er hatte beabsichtigt, heute Michael anzupumpen, gab das jetzt jedoch auf. Da Michael ihn vor dem Spiel gewarnt, war er gewiß über seine letzten schweren Verluste unterrichtet und darum nicht geneigt, ihm zu borgen.

Von allem dem ahnte Eva natürlich nichts, aber Lisa

machte sich Sorgen, weil Michael schon mit ihr davon gesprochen und geäußert, er fürchte sehr, Gregor werde sich und seine Frau ruinieren, wenn er so fortmachte. Nun, hoffentlich, dachte sie, sieht Michael zu schwarz und sie wollte Eva gerade jetzt nicht damit beunruhigen, sagte ihr nichts davon. Eva neigte auch dazu, irgend etwas, das gegen Gregor gesagt wurde, als Unfreundlichkeit aufzufassen.

Gregor wollte noch bis zum folgenden Tag in Terijoky bleiben, Dargilows fuhren gegen Abend nach Merreküll zurück, und die Sublinoffs begleiteten sie zu Fuß an den Bahnhof. Die Damen gingen voran, die Herren folgten. Gregor bemerkte, daß Eva schon ein wenig schwerfällig ging. Ja, ihre Figur hatte sich bereits verändert, das war unverkennbar und gab ihr schon etwas Matronenhaftes, was bei ihrer Jugend rührend wirkte. Aber Gregor gefiel es nicht, er sah nur die Entstellung, bedauerte, daß sie ihre mädchenhafte Schlankheit eingebüßt hatte, und er äußerte seinen Unmut gegen Michael: „Ist es nicht schrecklich, wie entstellt Eva schon ist? Ich wünschte, die ganze Geschichte wäre schon überstanden und wiederholte sich nicht. Und dann kommt noch die Wirtschaft mit Windeln und Kindergeschrei — schrecklich."

Michael lachte und sagte: „Dann hättest du nicht heiraten dürfen."

„Vielleicht wäre es richtiger gewesen."

„Bereust du es?"

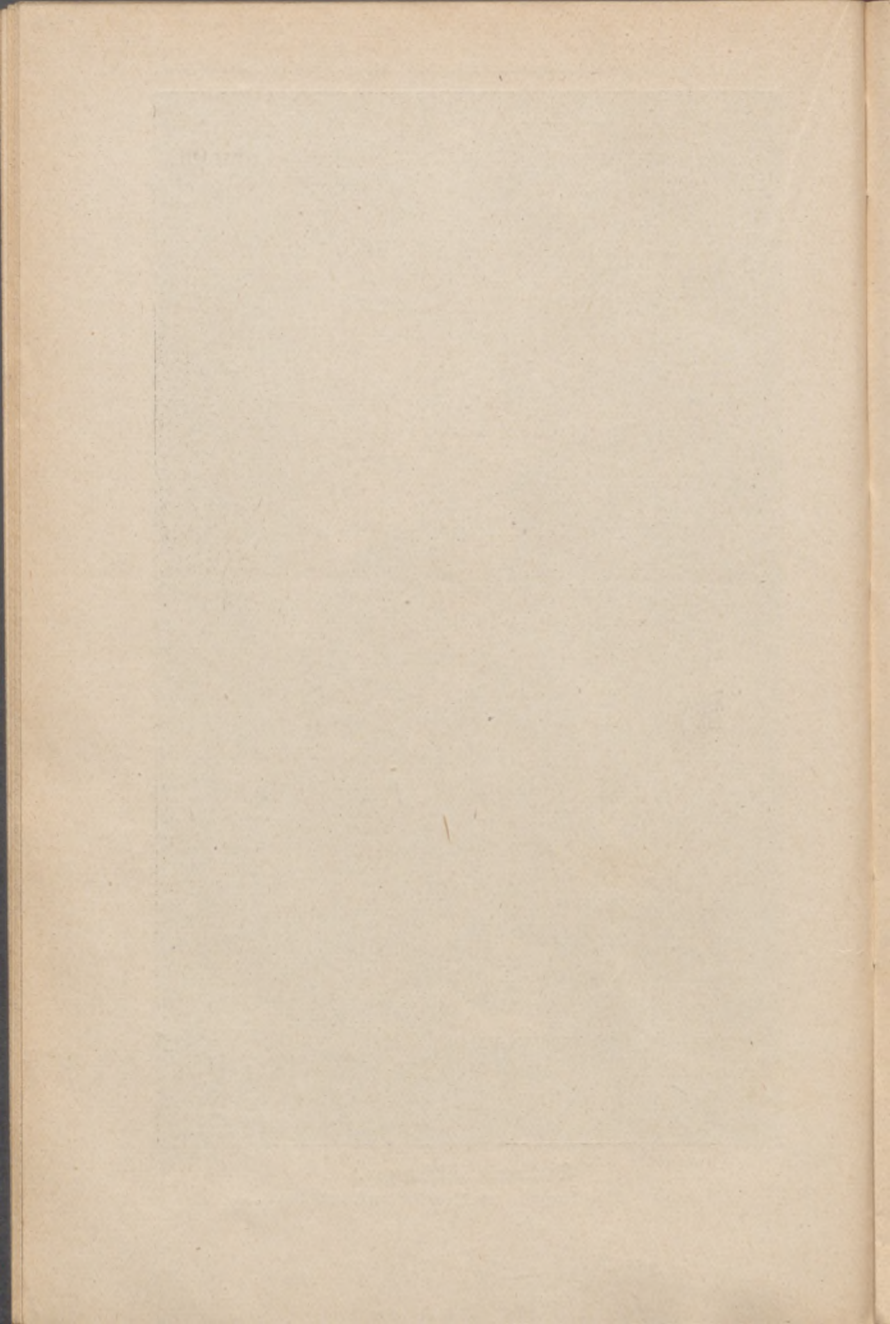
„Ach, weißt du, ich liebe Eva natürlich sehr, aber wenn sie nun jedes Jahr ein Kind bekommen wird ..."

„Na höre, wenn man seine Frau wirklich liebt, dann liebt man sie noch mehr für jedes Kind, das sie einem schenkt."



Schlimme Wirkungen.

Nach einem Gemälde von Professor Ferdinand Barth.



Sehr ernsthaft sagte das Michael, aber nun lachte Gregor. „Ach, was du sagst! Und doch habt ihr nur zwei."

„Das ist so Gottes Wille."

„Nun, man kann darüber verschiedener Ansicht sein," meinte Gregor. „Warum Kinder? Erst sind sie klein, schreien, haben alle möglichen Krankheiten, und werden sie endlich groß, dann denken sie schon daran, ihre Eltern zu beerben."

Michael schwieg unangenehm berührt. Heute gefiel ihm Gregor gar nicht und im stillen bedauerte er Eva. Unwillkürlich kam ihm der Gedanke, daß Gregor aus Erfahrung spreche, indem er selbst ungeduldig den Tod seiner alten Mutter erwartet hatte, um sie zu beerben. Nein, dachte er, er verdient eine so gute, liebe und schöne Frau, wie es Eva ist, gar nicht, und sicherlich wird er sie noch unglücklich machen. Sie gingen schweigend nebeneinander her, doch kurz ehe sie den Bahnhof erreichten, sagte Michael noch: „Hoffentlich äußerst du solche Junggesellenansichten nicht gerade jetzt gegen deine Frau."

„Natürlich nicht," erwiderte Gregor. „Eva denkt, daß ich mich auf das Kind genau so freue wie sie selbst.

Gregor irrte sich, als er annahm, Eva sei noch der Überzeugung, daß er sich ebenso auf sein Kind freue, wie sie selbst. Sie hatte längst erkannt, daß es durchaus nicht der Fall war, tröstete sich aber mit dem Gedanken, es würde anders werden, wenn das Kind erst da war und besonders, wenn sie ihm ein Söhnchen in die Arme werde legen können. Lisa hatte ihr gesagt, bei den meisten Vätern erwache die Vaterliebe gewöhnlich erst, wenn die Kinder zu laufen und zu sprechen anfangen. Aber sie war doch jetzt oft traurig, weil niemand da war, der ihre Gefühle teilte.

Das wurde noch schlimmer, als wirklich Anfang August die Dargilows zunächst nach Petersburg und danu nach Lissabon abreisten. Seitdem wurde sie immer häufiger von bösen Ahnungen und trüben Stimmungen heimgesucht, gegen die sie sich vergebens wehrte. Sie wollte nicht traurig sein, weil sie überzeugt war, daß dies dem Kinde, das sie unterm Herzen trug, schaden müßte. So fuhr sie in ihrem kleinen Ponywagen täglich spazieren, machte irgendwo Besuch, bemühte sich, heiter zu sein und begrüßte freudig jeden Gast, der zu ihr kam und ihr Zerstreuung brachte.

Gregor kam gar nicht mehr. Ab und zu kam eine gekritzelte Karte, die erklärte, warum er nicht kommen könne, und wenn auch die Gründe, die er anführte, nicht sehr überzeugten, Eva nahm sie an, entschuldigte ihn vor sich selbst, versuchte, nicht an seinem guten Willen zu zweifeln. Dann kam Frau Ossypin zu ihr auf einige Tage zu Besuch. Sie hatte ihren Groll aufgegeben, sie war zu gutmütig, ihn länger zu hegen, jetzt, da Eva so einsam war. Solche Vereinsamung war nicht gut für eine junge Frau. Und Pawluschka selbst hatte sie gebeten: „Geh' zu ihr, damit sie nicht so allein ist."

Der gute Pawluschka war in großer Sorge um Eva. Er wußte auch, daß Gregor Kyrillowitsch hoch spielte und Unsummen ausgab. Was wurde, wenn er endlich alles vergeudet haben würde? Und er wußte noch mehr: Man sprach in Petersburg allgemein von Sublinoffs Beziehungen zu der Fürstin Goritzky und lachte über den armen Axel. Sublinoff ging im Palais Goritzky täglich aus und ein, er fuhr in Goritzkys Auto, das er steuerte, und neben ihm saß die schöne Clarisse. Man spottete, wie über sein Auto und seine Frau, so überließe der gute Axel ihm auch die Verfügung über seine Börse.

Als Frau Ossypin zu ihr kam, war Eva seit zehn Tagen schon ohne jede Nachricht von Gregor und fing an, sich zu beunruhigen. Briefe und Postkarten, die sie ihm schrieb, blieben unbeantwortet. Dabei ging das Geld, das er ihr zurückgelassen, zur Neige, schon waren Milchmann und Bäcker für die vergangene Woche nicht bezahlt worden. Eva wäre jetzt mit ihrer Sorge lieber allein gewesen, denn sie wollte davon Frau Ossypin nichts mitteilen, nur mit Mascha sprach sie über ihre Angst, Gregor könnte etwas zugestoßen sein. Mascha sorgte sich mit ihr, aber nicht um den Herrn, den sie innerlich schalt, weil er ihrer Ewitschka, ihrem Engelchen, solche unnötige Unruhe bereitete.

Aber Frau Ossypin merkte doch etwas. Eva hatte schon zweimal Briefe von Lisa Dargilow bekommen, während sie da war, aber noch keinmal einen von ihrem Mann. Die Post kam immer gerade, wenn sie beim Morgenfrühstück saßen, und es war nicht schwer zu beobachten, daß Eva mit nervöser Hast Zeitungen und Briefe auseinanderschob, den einen zu finden, der nicht kam. Eines Tages brachte Waßja eine Rechnung herein und meldete, der Mann warte. Eva errötete und sagte, der Mann solle in einigen Tagen wiederkommen. Waßja verschwand, kam aber gleich wieder: „Er braucht das Geld gleich, sagt er."

Frau Ossypin bemerkte Evas Verlegenheit und fragte, und wieder errötete Eva, gestand zögernd: „Ja, ich bin ganz abgebrannt. Gregor hat vergessen, mir Geld zu schicken oder der Brief ist verloren gegangen."

Bereitwilligst erbot sich Frau Ossypin, ihr auszuhelfen, und nötigte ihr, ehe sie nach Merrekül zurückfuhr, noch einen zweiten Betrag auf, indem sie lachend sagte: „Da ist doch nichts dabei, Kindchen. So leicht kommt es vor, wenn man auf dem Lande ist, daß Geld nicht rechtzeitig

eintrifft. Und dann sind die Männer oft vergeßlich, wenn es sich um das Haushaltungsgeld handelt. Kenne ich! Sie glauben, die Frau kann von der guten Luft leben. Mein Mann war genau so."

So dankbar Eva der guten alten Dame war, so empfand sie es doch als Erleichterung, als sie abreiste. Sie brachte ihren Gast selbst im Ponywagen an die Bahn, und nachdem der Zug abgefahren, telegraphierte sie an der Bahnpost dringend an Gregor. Darauf mußte Antwort kommen, meinte sie. Wer beschreibt aber ihr Entsetzen, als das Telegramm am folgenden Morgen mit dem Vermerk „unbestellbar" zurückkam. Ganz fassungslos starrte sie das Wort an, versuchte eine Erklärung dafür zu finden; da sagte Mascha, welche die Post hereingebracht hatte: „Aber da ist auch ein Brief vom Barin, glaube ich."

Ja wirklich! Ja, da war einer! Ganz obenauf lag er, und sie hatte ihn nur aus Schreck über das Telegramm nicht gesehen. Mit einem kleinen Freudenschrei ergriff sie das große Kuvert, darauf sie Gregors steile Handschrift erkannte, riß es hastig auf und — fünf Hundertrubelscheine fielen ihr entgegen. Sie sah im Kuvert nach, suchte auf dem Tisch, am Boden, meinend, ein Briefblatt müßte herausgefallen sein, aber nein, nichts war da, keine Zeile dabei, die Gregors langes Schweigen und sein Nichtkommen erklärte.

Ein lähmendes Gefühl kam über Eva, wie erstarrt saß sie und hielt die fünf Scheine in der zitternden Hand.

Warum schrieb er nicht?!

Mascha sah, daß nichts Geschriebenes bei dem Gelde war, merkwürdig fand sie das auch, aber beruhigend sagte sie: „Nun, der Barin hat das Geld geschickt, weil er sich erinnerte, daß wir welches brauchen. Und weil er doch

selbst bald kommen wird, darum hat er nicht erst geschrieben.“

Tiefauf atmete Eva. Natürlich! so war es! Es war ihm plötzlich eingefallen, daß sie Geld brauchen würde, und da hatte er schnell die Scheine in ein Kuvert gesteckt und abgeschickt, ohne sich erst die Zeit zu nehmen, etwas dazu zu schreiben, weil er ja selbst bald nach Terijoky fahren wollte.

Sie war plötzlich ganz beruhigt und nun voll Zuversicht, daß Gregor heute schon oder jedenfalls doch morgen kommen würde. Und sie frühstückte wieder mit gutem Appetit, freute sich an der Sonne, die durch das Schlinggewächs, das an der Veranda emporrankte, ihre Strahlen sandte und goldene Flecke über das weiße Tischtuch, die Teller und Kannen streute. Sie fühlte sich wieder wohl und stark. Jedenfalls lebte Gregor, und er hatte an sie gedacht und gerade, weil er nicht geschrieben, war es ganz sicher, daß er kommen würde. Sie beschloß einen Spaziergang zu machen, Bewegung war gut für sie und kürzte das Warten ab.

Von dem Landhaus aus konnte man auf sandigem Waldweg durch den Wald hindurch und über Dünen hinweg direkt an den Strand gelangen. Und hier war der Strand noch so, wie ihn die Natur gemacht, hier gab es noch keine betonierte Strandpromenade, wie vor dem eigentlichen Seebad Terijoky. Hier hatten sich die Dargilows eine hölzerne Badehütte errichtet, und hier war für den Sommer ein Strandzelt für Eva aufgestellt worden. Eva brauchte, weil sie langsam ging, zwanzig Minuten, bis sie an den Strand kam und ihr schwarzbrauner schottischer Collie Brin begleitete sie. Der noch junge Hund war ganz ausgelassen, umsprang sie mit jauchzendem Gebell. Es war ein frischer Morgen und

der vom Meere wehende ozonreiche Wind tat ihr wohl. Lange saß sie im Liegestuhl vor dem Zelt in der Sonne und sah den Wellen zu. Heute war starke Brandung; während der Nacht hatte es auf offener See gestürmt, und noch war das Meer erregt. An den Steinen, die am Strande verstreut lagen, spritzten die heranrollenden Wellen hochauf und breiteten rauschend ihren weißen Schaumgischt über den Sand.

Sommerfrischler gingen vorüber, suchten Muscheln. Kinder waren dabei, die mit Geschrei und Lachen über die nassen Steine sprangen und laut aufkreischten, wenn eine Welle sie überraschte. Am fernen Horizont tauchte ein Segel auf und verschwand wieder. Dann zeigte sich eine Rauchwolke, ein Dampfer wurde gleich einem kleinen Spielzeug sichtbar, zog vorüber, verschwand, aber noch lange hing der Rauch gleich einem Nebelstreif am Horizont.

Eva träumte und wollte an nichts denken. Sie war so beruhigt, und es war so schön, sich nicht mehr zu ängstigen. Neben ihr lag Brin, schnappte nach Fliegen und knurrte leise, wenn ein Fremder sich dem Zelte näherte. Sie war müde von der Luft, als sie um Mittag langsam nach Hause ging. Es ging sich schwer im lockeren Sand des Weges, aber je näher sie ihrem Hause kam, umso mehr beschleunigte sie ihre Schritte.

War Gregor vielleicht schon angekommen? — —

Nein. Mascha, die vor der Türe stand, schüttelte den Kopf: Wie sollte er denn? Hätte er denn das Geld geschickt, wenn er heute selbst kommen wollte?

Als Eva Axinja Geld gab, den Milchmann und Bäcker zu bezahlen, kam ihr der Umschlag in die Hände, in dem Gregor das Geld geschickt hatte, und während sie seine kräftige, steile Handschrift betrachtete, bemerkte sie plötz-

lich, daß der Stempel über der Marke nicht der Petersburger Stempel war. Sie erschrak und versuchte den Namen des Ortes, aus dem der Brief abgesendet worden, zu entziffern, aber der Stempel war so undeutlich, daß ihr das nicht möglich war. Eines jedoch war klar: Gregor befand sich nicht mehr in Petersburg. Und wenn die Manöver bereits begonnen hatten, warum war er vorher nicht zu ihr gekommen? Hatten die Manöver wirklich begonnen, konnte er ja nicht mehr kommen! Warum hatte er das nicht geschrieben?

Wieder begann die Unruhe, wieder die Fragen, die keine Antwort fanden. Sie wartete noch den ganzen folgenden Tag vergebens auf irgendwelche Nachricht und am darauffolgenden Morgen begab sie sich zur Post, fuhr von Waßja begleitet mit dem Pony hin. An der Post telephonierte sie an das Hotel, in dem Gregor wohnte. Sie mußte lange warten bis die Verbindung zustande kam und ihre Ungeduld hatte sich schon bis ins Unerträgliche gesteigert, als endlich eine fremde Stimme den Namen des Hotels nannte. Auf ihre Frage kam die Antwort: „Nein, Gregor Kyrillowitsch ist schon vor zehn Tagen abgereist."

„Wohin?"

Darüber konnte der Hotelangestellte keine Auskunft geben. Gregor Kyrillowitsch habe keine Adresse hinterlassen, aber ein Koffer sei zurückgeblieben, ob der Koffer nach Terijoky hinaus geschickt werden sollte.

Eva hörte schon nichts mehr. Es brauste vor ihren Ohren, ein Schwindel erfaßte sie. Erschrecken fuhr sie zusammen als die Glocke am Apparat aufschrillte, aber als sie den Hörer rasch ans Ohr drückte, um weitere Fragen zu stellen, kam keine Antwort mehr, die Verbindung mit Petersburg war bereits gelöst.

Vor zehn Tagen abgereist! Keine Adresse hinterlassen! Was konnte das bedeuten?

Als Eva nach Hause kam, erschrak Mascha über ihr Aussehen, aber ihre junge Herrin erklärte nichts, sagte nur: „Der Herr wird jetzt noch nicht kommen."

Darauf schloß sie sich in ihrem Zimmer ein. Mascha, die ängstlich von Zeit zu Zeit an der Tür horchte, hörte sie da unruhig auf und ab gehen, dann blieb es ruhig und Mascha sah durchs Schlüsselloch, daß Eva am Schreibtisch saß und schrieb. Nach einer Weile klingelte sie und an der Tür übergab sie Mascha einen Brief, den Waßja gleich zur Post bringen sollte.

Eva hatte an einen älteren Regimentskameraden Gregors geschrieben, von ihm Auskunft über Gregors Verbleib zu erhalten. Der Brief war sehr mühsam gewesen, denn sie wollte nicht, daß dieser Kamerad merkte, wie sehr sie sich ängstigte. Sie hatte darum einen möglichst unbesorgten Ton angeschlagen und gefragt, ob die Manöver schon begonnen hätten. Dann hatte sie geschrieben, daß ein Brief Gregors verloren gegangen sein müsse, weshalb sie seine jetzige Adresse nicht wisse und deshalb bitte, ihr diese so schnell wie möglich mitzuteilen.

Die Antwort kam postwendend, und zwar aus Petersburg. Nein, die Manöver hatten noch nicht begonnen, aber Gregor Kyrillowitsch habe vor vierzehn Tagen seinen Abschied eingereicht und zugleich Urlaub genommen, seitdem habe er ihn nicht mehr gesehen. Er selbst wisse seine Adresse nicht, sie sei auch vorläufig keinem der andern Herrn im Regiment bekannt, er hoffe aber, die gnädige Frau habe seitdem bereits Nachricht von ihm erhalten und indem er wünsche, daß sie sich des besten Wohlseins erfreue ...

Eva las nicht weiter. Über den Brief hinweg starrte

sie auf eine Ecke des großen Kachelofens, die von der Sonne getroffen wurde und goldig blitzte. Wie fasziniert blickte sie auf diesen blitzenden Punkt, aber sie sah nichts, sie vermochte nicht zu denken, und langsam, gleichsam ruckweise, wurde es dunkel um sie, wie auf einer Bühne das Licht verlöscht, wenn es Abend wird und die Nacht kommt.

Als es so still im Wohnzimmer blieb, hatte Mascha endlich nachgesehen und ihre junge Herrin bewußtlos in ihrem Stuhl zurückgesunken gefunden. Danach lag die Ärmste zwei Tage krank zu Bett, wollte aber keinen Arzt, wollte niemanden sehen, sprach auch mit Mascha nicht über das, was ihre Ohnmacht verursacht. Dann kam wieder ein Brief aus Petersburg, und als Eva ihn gelesen, erklärte sie, sie müßte sofort dahin reisen. Trotz Maschas jammernden Protestes stand sie auf und traf alle Vorbereitungen für die Reise, und Mascha beruhigte sich schließlich, weil Eva ihr sagte, daß sie mitreisen sollte.

Der Brief war von dem Dwornik, dem Hausmeister des Hauses, in dem sie in Petersburg wohnten, und der die Schlüssel der Wohnung in Verwahrung hatte. Der Dwornik schrieb, ein Herr, namens Simon Simonowitsch Kastel, sei gekommen, der die gekauften Möbel abholen wollte. Er — der Dwornik — habe ihn nicht in die Wohnung gelassen, da er von dem Barin keinen Befehl dazu erhalten. Der Herr sei aber wiedergekommen, behaupte, die Möbel gehörten ihm. Er habe ihm auch eine lange Liste der gekauften Sachen gezeigt, und zwar mit der Unterschrift von Gregor Kyrillowitsch. Da aber niemand wissen könne, ob es wirklich die Unterschrift von Gregor Kyrillowitsch sei, bitte er die Barina, doch

nach Petersburg zu kommen oder zu schreiben, was geschehen solle.

Diesen Brief las Eva Mascha vor und sie rieten vergebens hin und her, was das bedeuten konnte. Hatte Gregor vielleicht neue Möbel gekauft und noch nicht bezahlt? Sie dachten auch an die Einrichtung des Ballsaales, die Gregor damals für das Fest angeschafft und nun vielleicht wieder verkauft hatte. Darüber mußte sie sich sofort Klarheit verschaffen, und Mascha sah auch ein, daß die Reise nach Petersburg notwendig war.

Die Fahrt nach Petersburg in einem bequemen Abteil erster Klasse war nicht anstrengend, und da sie mit dem frühesten Zuge fuhren, auch nicht zu heiß. Sie kamen um Mittag an, fuhren sofort zur Wohnung und der Dwornik war sehr erfreut, daß sie kamen. Er sagte, Simon Simonowitsch Kastel habe schon mit Gericht und Polizei gedroht, weil ihm der Zutritt zu den Möbeln, die er gekauft, verweigert wurde. Wenn die Barina es befehle, wollte er sofort an den Herrn telephonieren, ihm sagen, daß die Barina nun da sei.

„Ja, tue das," sagte Eva.

Oben in der Wohnung war alles in bester Ordnung, aber nicht gemütlich, da alle Möbel mit Überzügen versehen, die Bilder und Lichtkronen mit Gaze umhüllt waren. Überall roch es nach Kampfer. Eva setzte sich in ihr Wohnzimmer und wartete untätig, während Mascha in der Küche eine Suppe bereitete und Kalbskoteletten briet, die sie fürsorglich mitgebracht hatte.

Eva saß in einem bequemen Lehnstuhl am Fenster, und ihre Gedanken wanderten quälend um einen Punkt herum: Um was für Möbel kann es sich handeln? Dann klingelte es und Mascha meldete Simon Simonowitsch Kastel.

Es kam ein mittelgroßer, anständig angezogener Herr herein, der ein rundes Gesicht, rote Backen, eine große fleischige Nase und starken schwarzen Schnurrbart hatte, dazu engstehende, schwarze, etwas stechende Augen und eine blanke Glatze. Er war der Typus eines gutsituierten russisch-jüdischen Geschäftsmannes. Sehr devot verbeugte er sich mehrere Male an der Türe, ehe er näher trat und eine leichte Verlegenheit schien ihn zu überkommen, als er die junge Frau ins Auge faßte, die er aber rasch überwand. Er räusperte sich und verbeugte sich nochmals. „Ich komme wegen der Möbel, Exzellenz."

„Ja," nickte Eva, „von welchen Möbeln sprechen Sie?"

Er machte mit der fetten, beringten Hand eine umfassende Bewegung.

„Alle diese Möbel und Sachen hier und in den andern Räumen, mit Ausnahme der Schlafzimmer und Küche. Mit Schlafzimmer- und Kücheneinrichtungen befaßt sich unsre Firma nicht."

„Aber — wieso denn — alle Möbel und Sachen?" stammelte Eva.

„Nun ja, Exzellenz hat sie doch an mich verkauft, weil die Herrschaften ins Ausland gehen."

Mit einem Ruck richtete Eva sich auf, totenblaß, und ganz empört rief sie aus: „Das ist nicht möglich! Das ist nicht wahr!"

„Wie denn nicht wahr?" sagte Simon Simonowitsch und holte eine Menge Papiere aus seiner Brusttasche. „Hier, sehen Sie, Exzellenz, hier, die ganze Liste, und da, bitte, da ist die Unterschrift vom Herrn Gemahl. Bitte zu lesen."

Eva las:

Das gesamte hier angeführte Ameublement wurde an Herrn Simon Simonowitsch Kastel verkauft, was be-

stätigt: Petersburg, 14. August 1913, Gregor Kyrillowitsch Sublinoff.

Eva starrte die Schriftzüge an, die ihr so bekannt und so lieb waren. Ja, das hatte Gregor geschrieben, da stand sein Name. Also hatte er wirklich die Möbel verkauft!

„Es ist nicht wahr! Es ist nicht wahr!" murmelte sie, wie irrsinnig wiederholte sie sich's, obgleich sie wußte, daß es wahr war.

Simon Simonowitsch wollte erst beleidigt sein, aber dann sah er, wie verstört das Gesicht der jungen Frau war, wie sie zitterte, und Mitleid ergriff ihn. Er zog sein blendendweißes Taschentuch und trocknete sich die Stirn. Die Frau scheint ja wirklich nicht gewußt zu haben, daß ihr Mann die ganze Wohnungseinrichtung verkaufte, sagte er sich. Unangenehm so was. Aber Simon Simonowitsch war an Unangenehmes bei derlei Geschäften gewöhnt. Er räusperte sich wieder, versuchte zu trösten: „Nun ja, es ist einmal so, Exzellenz, und alles in Richtigkeit. Aber was macht das? Der Herr Gemahl wird für den Moment in Geldverlegenheit gewesen sein, nicht wahr? Er wird neue Möbel kaufen, schönere Möbel."

Er rieb sich das schwärzliche Kinn, überlegte, dann fragte er ganz demütig: „Und wann kann ich also diese Sachen abholen lassen? Wenn Exzellenz noch einige Tage hier bleiben wollen, kann ich etwas warten, einige Tage schon."

Eva starrte ihn an, als verstände sie nicht, aber sie hatte doch verstanden, plötzlich richtete sie sich stolz auf und sagte kalt: „Holen Sie die Sachen wann Sie wollen, je eher umso besser."

Simon Simonowitsch lächelte verbindlich: „Nun, es hat nicht solche Eile, nein. Für heute ist es zu spät und morgen — ach, morgen habe ich einen andern Trans-

port. Also übermorgen, wenn es Exzellenz so paßt, übermorgen."

Eva neigte zustimmend den Kopf, hörte, ohne zu verstehen, wie der Mann um Entschuldigung für die Störung bat, sah ihn wie durch einen Nebel sich bis an die Tür zurück verbeugen, und dann kam eine wohlige Ruhe und ein Nichtsmehrwissen über sie.

Dann kam Mascha herein und der Luftzug, der von der Tür zum offenen Fenster über sie hinstrich, weckte Eva aus ihrer Erstarrung, sie fuhr auf, blickte verwirrt in Maschas Gesicht, das sich besorgt über sie beugte. Mascha hatte gehorcht und wußte alles, sprach aber nicht direkt davon. Sie schalt auf die Juden, denn Eva zu Liebe wandte sich ihr Zorn gegen den Käufer, anstatt gegen den Verkäufer der Möbel.

Sie hat ein Tischtuch mit hereingebracht, deckte ein rundes Tischchen damit und stellte es vor Eva.

„Nun müssen Sie essen, Ewitschka," sagte sie zuredend. „Was nutzt es, sich aufzuregen? Gar nichts! Es kommt alles, wie Gott es will."

Wenn Mascha sonst keine Entschuldigung für etwas, was geschehen war, wußte, dann griff sie stets auf den lieben Gott zurück. Geschäftig brachte sie die Suppe, stellte eine Flasche Portwein und ein geschliffenes Glas auf den Tisch, schenkte ein.

„Es ist noch viel Wein im Keller, und der ist nicht verkauft. Ich hab' gefragt," setzte sie entschuldigend hinzu.

(Fortsetzung folgt)

Blitzgefahr und Blitzableiter

Von Ingenieur Max Dingeldey / Mit 3 Bildern

Gewitter sind atmosphärische elektrische Entladungen; sie entstehen durch Störung des elektrostatischen Zustandes in der Luft. Im elektrostatischen Zustand ist die atmosphärische Elektrizität gleichmäßig in der Luft verteilt und zum größten Teil gebunden. Die gewöhnlichen Wolken sind fast immer negativ elektrisch, während die Gewitterwolken bald positiv, bald negativ elektrisch sind. Bei regnerischem Wetter zeigt sich dagegen negative Elektrizität. Nur die der Erdoberfläche zunächst gelegenen Luftschichten scheinen frei von Elektrizität zu sein. Die Luftelektrizität wechselt im Laufe des Tages; am Morgen und am Abend enthält die Luft ein Maximum; am Nachmittag und in der Nacht stets ein Minimum.

Bildet sich nun in der Atmosphäre eine größere Ansammlung und Verdichtung von Elektrizität, also eine Störung des elektrostatischen Zustandes, die durch warme und wasserdampfreiche Luftströme entsteht, so werden große Mengen atmosphärischer Elektrizität frei und gehen in elektrodynamischen Zustand über. Letzteres bedingt Spannungsausgleich und führt zu elektrischen Entladungen in Form von Blitz und Donner, die in der Regel von heftigem Regenguß, öfters auch von Hagel, seltener aber von Schneefall begleitet sind. Gewitter mit Schneefall treten im Winter und im Hochgebirge auch während der warmen Jahreszeit auf. Gewitterwolken entladen sich meist unter hoher Spannung der angehäuften Elektrizität. Man hat Spannungen bis zwanzigtausend Volt gemessen. Daß der Blitz tödlich wirken kann, ist allgemein bekannt.

In Gebirgsländern sind Gewitter häufiger als im Flachland, weil die Gewitterwolkenbildung durch Berge,

Wälder und Seen begünstigt wird. Sie sind in der heißen Zone häufiger als in kälteren Breitegraden. In Deutschland kommen ungefähr dreißig Gewitter auf das Jahr, in Italien vierzig, in Stockholm neun und in Bergen nur sechs. In noch nördlicheren und in regenlosen Gegenden, wie in Ägypten, Lima und Peru, sind sie selten.



Photographie eines Blitzes.

Nach der Länge der Zeit, die zwischen Blitz und Donner liegt, schätzt man die Entfernung eines Gewitters von dem Ort, an welchem man sich zurzeit befindet. Man kann annehmen, daß die nächste Stelle des Blitzes ungefähr 340 Meter mal der Anzahl Sekunden entspricht, als wie zwischen Blitz und Donner vergehen.

Die erste, hauptsächlich vorkommende Art von Blitzen sind geschlängelte, schmale, scharf begrenzte Lichtstreifen; sie durcheilen die Atmosphäre mit größter Geschwindig-

keit, besitzen auch die größte Länge und erreichen manchmal eine Ausdehnung bis zu etwa fünfzig Kilometer. Solche Blitze schlagen zwischen zwei entgegengesetzt elektrischen Wolken oder auch zwischen Wolke und Erde ein. Die zweite Art Blitze bilden mehr eine Lichtfläche als wie einen Lichtstreifen und zeichnen sich durch länger andauernde Lichterscheinungen aus. Solche Blitze sind mehr Büschel- als wie Funkenentladungen. Die dritte Art sind die selten vorkommenden Feuerkugeln, sogenannte Kugelblitze, welche oft so geringe Geschwindigkeit haben, daß man sie oft mehrere Sekunden mit den Augen verfolgen kann. Ihr plötzliches Verschwinden erfolgt oft mit Detonation.

Vom Blitz werden dicke Bäume geknickt und zersplittert, als wären sie Streichhölzer. Meist läßt sich vom Gipfel des Baumes bis zum Erdboden hinab eine mehrere Zentimeter breite und tiefe Furche verfolgen; abgerissene Rinde und ausgerissene Späne werden weit fortgeschleudert. Im Erdboden findet man öfter am Wurzelstock des Baumes ein Loch, das der Blitz beim Übergang in die Erde verursacht hat. Diese Lochbildung ist wahrscheinlich auf den Widerstand, den der Blitz beim Übergang vom Baum in die Erde findet, zurückzuführen, weil die Erde, besonders trockene Erde, ein schlechterer Elektrizitätsleiter ist als der Baum.

Die physische Wirkung des Blitzes besteht zunächst in mehr oder minderer Temperaturerhöhung, durch welche eine Verkohlung oder gar Entzündung leicht brennbarer Gegenstände, Schmelzen und sogar Verflüchten dünner Metallstücke, wenn er durch diese hindurchführt, herbeigeführt wird.

Schwebt eine mit Elektrizität angereicherte Wolke über der Erde, so wirkt diese verteilend auf die positive und

negative Elektrizität der in ihrer Nähe befindlichen Gegenstände. Sie zieht die ihr ungleichnamige Elektrizität an und stößt die gleichnamige ab. Die dadurch frei gewordene gleichnamige Elektrizität wird nach der Erde ab-



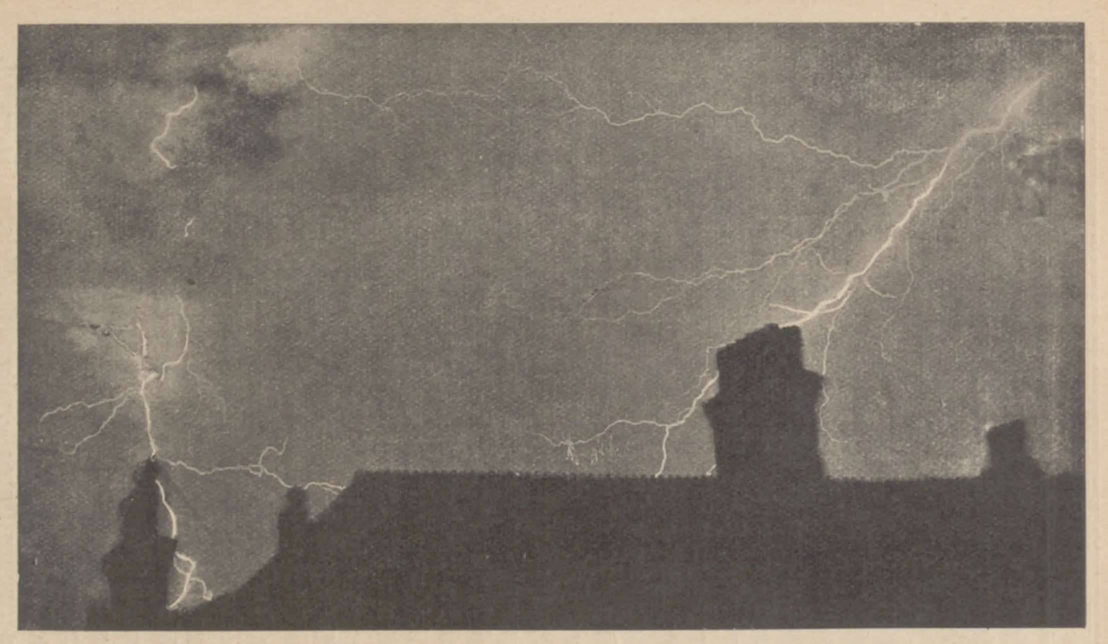
Photographie eines Blitzes.

geführt. Bei Blitzableiteranlagen erfolgt dieser Vorgang durch die Auffangstange, während die ungleichnamige Elektrizität sich in der Auffangstange, als dem der Wolke am nächsten liegenden Punkte, in solcher Menge ansammelt, daß ein Ausströmen nach der Wolke hin stattfindet. Dadurch wird ein entsprechend großer Teil der

in der Wolke enthaltenen Elektrizität vernichtet. Die Auffangstange wirkt also sowohl als Ausgleicher der elektrischen Spannungen zur allmählichen Entladung der Wolke als auch als Ableiter, wenn dieser Ausgleich in Form von Blitzschlag auftritt.

Nach statistischen Angaben aus den Jahren 1885 bis 1910 betrug der Blitzschaden in Deutschland an Gebäuden jährlich zwölf Millionen Mark, wovon etwa elf Millionen auf ländliche Gegenden und nur eine Million auf die Städte entfallen.

Städte und städtische Bauten sind also viel weniger der Blitzgefahr ausgesetzt. Dies hat nicht nur seine Ursache darin, daß städtische Häuser meist als Massivbauten, also ganz aus Stein und Metall ausgeführt sind, was bei ländlichen und namentlich der Landwirtschaft dienenden Gebäuden weniger der Fall ist. Auch beherbergen erstere nur selten leicht entzündliche Stoffe in großen Mengen, während sich an und in ihnen größere Mengen Metallteile in leitender Verbindung mit der Erde befinden. Ländliche Gebäude sind deshalb viel ungeschützter, weil sie in meist größerem Maße aus Holz oder Holzfachwerk mit leichtem, wenig feuersicheren Dach und sogar hölzernen Dachrinnen ausgeführt sind. Auch enthalten diese zum großen Teil reichlich große Mengen leicht entzündlicher Stoffe: Streu, Futter und Erntevorräte. Dazu kommt noch, daß sie keine mit der Erde verbundenen Metallteile enthalten, und deshalb dem einschlagenden Blitz keinen leicht zur Erde abweisenden Weg bieten, wie dieses zum Beispiel bei Dachrinnen und Abflußrohren, die in die Erde geführt sind, sowie bei Wasser- und Gasleitungsrohren der Fall ist, sondern daß sie dem Blitz infolge ihres Nichtleitens großen Widerstand entgegensetzen. Das führt, besonders wenn leicht brennbare



Zwei gleichzeitig niedergegangene Blitzsysteme. Nach einer photographischen Aufnahme.

Stoffe in dessen Nähe sind, wie Holz, Stroh und dergleichen, zur Entzündung und zum Abbrennen des Bauwerkes.

Es ist nicht richtig, wenn man glaubt, es genüge, nur besonders hohe Baulichkeiten, wie Kirchtürme und Fabrikschornsteine, mit Blitzableitern zu versehen, oder daß es nur nötig sei, vereinzeltliegende Gebäude mit Blitzschutzanlagen auszustatten. Man darf sich nicht nur mit der Sicherung solcher hoher oder vereinzeltliegender und deshalb meist vom Blitz getroffener Bauwerke begnügen, sondern man soll sich stets bewußt bleiben, daß der Blitz jedes auch noch so niedrige Objekt treffen kann. Blitzschutzanlagen sind darum für alle Baulichkeiten gleich nötig, und es ist wohl nur die Scheu vor den Kosten einer Anlage, die größer ist als die vor der Blitzgefahr. Aber die Kosten sind gar nicht so hoch, denn die Blitzschutzanlagen können ihrem Zwecke völlig entsprechend gestaltet und doch billig hergestellt werden, wenn man mit den veralteten Ansichten bricht, daß zu einer guten Blitzschutzanlage Kupferleitung und kupferne Fangspitzen mit Edelmetall, das heißt vergoldete Fangstangen oder gar solche mit Platinspitzen, unentbehrlich seien. Eisen erfüllt seinen Zweck auch. Wo größere Rostgefahr für Eisen herrscht, wie in der Nähe chemischer Fabriken, die sauere oder ammoniakalische Dämpfe in die Luft schicken, oder in Industriegegenden und Städten, in denen man viel Stein- und Braunkohlen verbrennt, wodurch größere Mengen schwefliger Säure der Luft zugeführt werden, soll man verzinktes Eisen verwenden. Die Fangstangen aus Schmiedeisen von 20 bis 25 Millimeter Durchmesser oder aus 20 Millimeter Vierkanteisen in einer Länge von ein bis höchstens eineinhalb Meter mit ausgespitzten Enden genügen für kleinere bis mittel-

große Bauten. Will man etwas Besonderes tun, kann man die ausgespitzten Enden noch auf fünf bis zehn Zentimeter Länge verzinnen, um Schutz gegen Oxydation zu erhalten.

Für große, hohe Bauten, besonders Fabrikschornsteine, empfiehlt es sich, Fangstangen von zwei bis zwei und einhalb Meter Länge zu verwenden und das obere Ende des Rohres durch Einschweißen einer massiven Spitze abzuschließen, um ein Rosten des Rohrinneren durch Eindringen des Regenwassers zu verhindern.

Das Wichtigste bei einer Blitzableiteranlage ist die zuverlässige Erdung der Auffangstangen, sowie der umfangreichen Metallteile des Bauwerkes. Die gleichfalls aus verzinktem Eisen herzustellende Ableitung muß nach der Erde bis in das Grundwasser geführt werden, denn nur das Wasser oder mindestens feuchte Erde sind gute Leiter, während trockener Erdboden nur als mäßiger Leiter zu gelten hat. Man versenkt deshalb dort, wo man kein zuverlässiges, dauernd feuchtes Erdreich für die Ableitung des Blitzes vorfindet, verzinnte Kupferplatten in den Erdboden, um dem Blitz größere Übergangsflächen zu verschaffen. Statt des teuren Kupfers kann man auch verzinkte Eisenplatten verwenden; man nimmt sie größer und etwas dicker als Kupferplatten. Platten von ein Zehntel bis ein Viertel Quadratmeter Größe sind für Bauten gewöhnlicher Größe und Höhe ausreichend, während man für umfangreichere und sehr hohe Bauten sowie für Fabrikschornsteine auf einen halben Quadratmeter, unter Umständen sogar bis zu einem Quadratmeter Fläche gehen soll. Als Plattendicke genügen vier bis sechs Millimeter.

Hat man es mit trockenem Erdboden zu tun, in dem kein Grundwasser vorkommt, empfiehlt es sich, die Erd-

platten mit einer größeren Menge wasseraufsaugenden und wasserfesthaltenden Materials, wie Torf, Kohle oder Koks, zu umgeben. Koks eignet sich am besten dafür. Bei normalfeuchtem Erdreich genügt es vollkommen, das Ende des Ableitungseisens einige Meter im Erdboden gestreckt und verzweigt entlangzuführen oder auch nur zusammengerollt einzubetten, was für einfache Gebäude am billigsten kommt. Eine gute Erdung läßt sich auch dort, wo man nur in großer Tiefe auf Grundwasser stößt, dadurch erreichen, daß man mit einem Erdbohrer ein Loch von entsprechender Tiefe herstellt, in das man dann das zusammengerollte Ende des Ableitungseisens versenkt.

Die Ableitung von der Fangstange zur Erde darf keine Unterbrechung haben, und ihr Querschnitt muß so groß sein, daß sie durch den Blitz nicht geschmolzen werden kann. Diese Ableitungen können aus verzinktem Drahtseil oder aus Flach- oder dickem Bandeisen hergestellt werden. Bei nur einer unverzweigten Ableitung zur Erde soll der Querschnitt bei Verwendung von Eisen hundert Quadratmillimeter betragen, während bei verzweigten Ableitungen — das heißt solche, bei denen zwei oder mehrere Leitungen, welche miteinander verbunden sind, von den Fangstangen nach der Erde führen — für jede derselben fünfzig Quadratmillimeter genügen.

Da die Leitfähigkeit der verschiedenen Metalle nicht gleich ist, sondern vom Widerstand abhängt, den diese dem Durchgang des elektrischen Stromes entgegensetzen, so ist der für die Ableitung des Blitzes nach der Erde nötige Querschnitt von dem dafür gewählten Material abhängig. So leitet beispielsweise den elektrischen Strom Zink dreimal, Eisen fünfmal und Blei elfmal so schlecht als Kupfer. Aus praktischen Gründen kann man jedoch

Kupferleitungen nicht so dünn nehmen, als es für den Blitzdurchgang genügt, denn nach diesem Verhältnis würde sich ein Kupferdraht von nur drei bis sechs Millimeter Durchmesser ergeben, der die gleiche Leitfähigkeit wie ein Eisen von fünfzig Quadratmillimeter Querschnitt besitzt. Die Verwendung so dünnen Kupferdrahtes kann nicht als einwandfreie Ausführung gelten; man muß deshalb für Kupfer einen halb so großen Querschnitt als wie für Eisen nehmen. Das ist ein Querschnitt von fünfundzwanzig Quadratmillimeter, dem eine Drahtstärke von weniger als sechs Millimeter Durchmesser entspricht.

Wichtig ist es, sämtliche Metallteile des Daches: Rinnen, Ablaufrohre, First- und Saumbleche und, wo Gas- und Wasserleitungen vorhanden sind, auch diese durch leitende Verbindungen mit der Blitzableitung in leitende Verbindung mit der Erde zu bringen. Gas- und Wasserleitungen stehen, wenn sie durch die Erde geführt sind, mit dieser in leitender Verbindung. Namentlich ist es bei Wasserrohren der Fall, denn sie endigen stets in Brunnen, Sammelbehältern oder Wasserläufen, die unmittelbaren Anschluß an die Erde haben, während Gasleitungen durchweg in trockenen Boden oder auch so verlegt sein können, daß sich keine genügend sichere elektrische Erdung ergibt. Wenn die eben erwähnten Leitungen einen guten Blitzschutz bilden, so ist dieser doch nicht zuverlässig, denn bei Unterbrechung der Leitung durch Wegfall eines Zwischenrohres bei Reparaturarbeiten und dergleichen kann die Erdung unterbrochen sein. Das gleiche kann bei Wasserleitungen eintreten, wenn der Brunnen oder der Wasserverlauf versiegt, so daß das Endstück der Leitung nicht mehr ins Wasser taucht, sondern frei in der Luft schwebt. Deshalb dürfen die Verbindungen dieser Lei-

tungen mit der Blitzableiteranlage nie unterlassen werden, schon deshalb nicht, weil der Blitz sonst leicht von einer Leitung auf die andere überspringt. Die Verbindungen erfolgen dadurch, daß man sämtliche Rinnen, Ablaufrohre und sonstige Metallteile des Daches, sowie die vorhandenen Gas- und Wasserleitungen des Gebäudes mit der Blitzableiterleitung durch Flacheisen, Drahtseil oder bei ganz geringer Entfernung auch durch Bleistreifen verlötet. Weil Blei einen 2,2mal so großen Widerstand als Eisen besitzt, soll der Querschnitt solcher Bleistreifen nicht unter etwa hundertzehn Quadratmillimeter genommen werden. Diese Verbindung bietet Gewähr dafür, daß der Blitz beim Einschlagen in diese Teile sie nicht zerstört oder beschädigt. Er findet infolgedessen ohne Unterbrechung seinen Weg zur Erde und ist nicht genötigt, an irgendeiner Stelle überzuspringen, wobei er Beschädigungen oder gar Entzündung herbeiführen kann.

Irgendwelche Zerstörung an Rohrleitungen wird durch Anschluß derselben an die Blitzableitung nicht herbeigeführt. Deshalb gestatten auch die Ortsverwaltungen solche Anschlüsse ohne weiteres. Besonders wertvolle Blitzableitungen bietet die Erdung in Fluß- und Bachbett oder Brunnen, sowie an Bahnschienen.

Angebracht ist es, sich nicht nur mit einer Auffangstange und einer unverzweigten Ableitung zu begnügen, sondern stets mehrere untereinander metallisch leitend verbundene Auffangstangen am Bauwerk anzubringen. Bei Fabrikschornsteinen, Türmchen und ähnlichen Bauten genügt eine Auffangstange, während es wichtig ist, bei großen Gebäuden mindestens an jeder der vier Ecken eine solche anzubringen. Diese sind miteinander leitend zu verbinden und sollen zwei oder mehr Ableitungen zur Erde enthalten.

Die Erdung der Ableitung kann auch durch eine Ringleitung in der Weise erfolgen, daß man verzinktes Flacheisen um das Gebäude herum in dreißig Zentimeter Tiefe in den Erdboden verlegt, woran die verzweigten, also untereinander verbundenen Ableitungen der Auffangstangen angeschlossen werden, wenn die erwähnten besten Erdungen an Wasser oder an die Netze von Gas-, Wasser- und Schienenleitungen — weil letztere nicht vorhanden — nicht ausgeführt werden können.

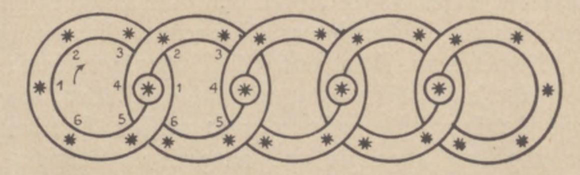
Städte und Ortschaften mit ausgedehnten Telegraphen-, Telephon-, Licht- und Kraftfreileitungsnetzen besitzen damit einen wertvollen Blitzschutz. Das gleiche gilt für Fabrikbauten mit eisernen Dachkonstruktionen und Verwendung von Metallteilen zur Dachdeckung, wenn diese durch Wasser-, Gasleitung oder sonstwie in unmittelbar leitende Erdung gebracht sind.

Nicht Größe und Preis der Fangstangen sind entscheidend für die Wirksamkeit des Blitzschutzes, sondern die Menge und möglichst gleichmäßige Verteilung der der Auffangung und der Ableitung des Blitzes dienenden Metallmassen, wenn sie sorgfältigst geerdet werden.

Die bisherigen hohen Kosten für gute Blitzschutzanlagen sind ein Hindernis der allgemeinen Anbringung von Blitzableitern. Man kann Blitzschutzanlagen in einfacher Weise herstellen und zweckmäßig gestalten, ohne große Beträge dafür aufwenden zu müssen. Hat man eine sorgfältig angelegte und ausgeführte Blitzschutzanlage, die allen Forderungen entspricht, so darf dies kein Grund sein, sich für alle Zeiten in Sicherheit zu wiegen. Es ist nötig, daß jährlich eine Besichtigung der Leitungen und ihrer Verbindungen und etwa alle drei Jahre eine sorgfältige Prüfung des Erdungswiderstandes mittels des Galvanoskops von einem Fachmann erfolgt.

Ein umsichtiger Besitzer von Blitzschutzanlagen wird Wert darauf legen, diese immer in zuverlässigem Zustande zu wissen. In großen, gutgeleiteten Werken finden deshalb alljährliche Prüfungen der gesamten Blitzschutzanlage statt. Das sollte auch für kleine Blitzschutzanlagen üblich werden. Wenn sämtliche Besitzer dieser Anlagen einer Vereinigung als Mitglieder beiträten, würden diese Prüfungen gegen einen geringen Jahresbeitrag geleistet werden können. Um diesen Vorschlag zu verwirklichen, sollten die Feuerversicherungsgesellschaften entsprechend vorgehen und bei jährlichem Nachweis des einwandfreien Zustandes der Blitzschutzanlagen Vergünstigungen der Prämienzahlung gewähren. Der jährliche Verlust von zwölf Millionen Mark durch Blitzwirkung betrifft das Volksvermögen, dem durch Aufwendung verhältnismäßig geringer Geldmittel für die Prüfungen, die sich aber wirtschaftlich als Broterwerb nutzbar machen, wirksam entgegengearbeitet werden kann und muß.

Ringrätsel



A A A D E E G H I K L L M N N N N O O S S T T U W Y.

Tie sechsundzwanzig Buchstaben sind so an Stelle der Sternchen zu setzen, daß in jedem Ring ein Wort entsteht, und die vier Buchstaben in den Knotenpunkten eine Dichtung von G. Hauptmann bezeichnen. Die Worte der einzelnen Ringe bedeuten: 1. Gedichtform, 2. altgriechischen Gelehrten, 3. nordfranzösische Grenzstadt, 4. Ehehälfte, 5. Südfrucht.

Auflösung folgt am Schluß des nächsten Bandes.

Auf der Insel Marken in der Zuidersee

Von H. Rall / Mit 6 Bildern

Wenige Kilometer vom Festland entfernt, von Amsterdam mit dem im Sommer täglich verkehrenden Segelboot in einer guten halben Stunde erreichbar, liegt in der Zuidersee die kleine Insel Marken. Ein ehrwürdiges Stück alter Eigenkultur hat sich dort bis in unsere Zeit erhalten. Wenn aber die Trockenlegung von Teilen der Zuidersee, an der man jetzt arbeitet, einmal vollendet sein wird, verliert die Insel ihre Abgeschiedenheit und gehört dann zum Festland. Ob damit auch die Eigenart des Fischervölkchens, Brauch und Sitte der etwa tausend Köpfe zählenden Einwohner verschwinden werden, ist heute noch nicht zu sagen, aber zu befürchten. Wie die Halligbewohner hängen auch dort die schlichten, an harte Arbeit gewöhnten Leute in Liebe an ihrer Scholle, die doch ständig von der Flut bedroht ist. Monatelang steht während des Winters die Insel unter Wasser, so daß der Verkehr zwischen den sieben Häusergruppen, aus denen die ganze Gemeinde besteht, nur mit Booten möglich ist. Die Häuser, kleine, in kräftigen bunten Farben angestrichene Holzbauten, sind auf künstlichen, dammartigen Erhöhungen und zum großen Teil auf Pfählen erbaut. Trotzdem dringt nicht selten, besonders aber bei anhaltendem Sturm das Wasser in die Wohnräume ein und ist dann oft tagelang nicht daraus zu vertreiben. Kanäle und Gräben, die aber nicht immer mit Wasser gefüllt sind, durchziehen den Ort; Planken, die mit einem schweren Stein belastet sind, führen hinüber, und die Häuserreihen sind durch schmale, ziegelbelegte Dämme verbunden. Der lose Sandboden verträgt keine schwere Belastung und so sind die Behausungen, auf knapp bemessener Baufläche errichtet, eng und nur einen Stock hoch. Da ist denn der

Platz so gering, daß der Hausrat wie in einer Schiffs-kabine verstaut wird, die Betten sind schmal und kurz, etwa einen Meter über dem Boden in die Wand ein-gelassen. Oft sind zwei Schlafstellen übereinander an-gebracht und ein Vorhang über beide gezogen. Statt in freistehenden Schränken bewahrt die Markener Fischers-frau nach altem Herkommen in Wandtruhen ihre Wäsche und sonstige Habseligkeiten auf. Aber auf den Bord-brettern und Ofensimsen stehen schöne Delfter Porzellan-teller, oft auch friesische Kuckucksuhren. Auch die Wände sind so reich damit geschmückt, daß nur wenig von den Flächen leer bleibt. Die Feuerstelle ist mit bunten Kacheln eingefaßt.

Einfach wie die ganze Häuslichkeit ist auch die Lebens-weise der wetterharten Fischersleute. Sie kennen den Kampf mit dem Element als etwas Selbstverständliches in Tag für Tag geübtem gefährlichen Beruf. Die Männer verbringen, von den Sonntagen abgesehen, ihr ganzes Leben auf dem Wasser und die Frauen in mühsamer Ar-beit auf der Insel.

Nur selten kommt die eine oder andere einmal etwa nach Monikendamm oder Edam zu einer Familienfeier oder auch zum Einkauf nach Amsterdam. Es gibt alte Mütterchen, die zeitlebens die Insel nur ein- oder zwei-mal verlassen haben. Nach altem, festgefügtem Brauch, meist ernst und immer ehrlich, vollzieht sich das Leben des einen wie des anderen. Und doch ist es nicht gefühls-leer und durchaus nicht freudearm! Die rotwangigen Kinder — die Buben wie die Mädchen bis zum fünften Jahr in gleicher Kleidung — spielen und springen so ver-gnügt in ihren großen Holzschuhen daher, wie gesunde Jugend anderwärts auch, und die Fischerkinder lernen früh, Wind und Wellen zu trotzen. Buntfarbig und eigen-



Straßenbild mit Kirche auf der Insel Marken in der Zuidersee in Holland.

artig ist die Tracht bei jung und alt. Farbige Kattunkleider und von blauen und roten Wollfäden durchzogene Mieder tragen die Mädel, weite Pumphosen und Jacken die heranwachsenden Jungen. Der Festanzug der Männer be-



Gruppe von Fischern auf der Insel Marken in der Nähe des Hafens. Die Männer gehen nicht ins Wirtshaus, sondern finden sich gruppenweise auf der Straße zusammen, um zu plaudern.

steht aus einer gefältelten Pluderhose, langen Strümpfen, einem Flausrock von meist rotem Tuch, mit einer doppelten Reihe von silbernen Knöpfen oder wertvollen alten Münzen. An Werktagen geht man in der derben, gestreiften Drillichjacke. Die Frauen tragen im Gegensatz

zu dem sonstigen Brauch der Niederländerinnen, die ihr Haar unter einer Haube zu verbergen pflegen, einen Teil der Haare an den Schläfen in langen Strähnen und Locken frei herabhängend. Den Kopf bedeckt jedoch auch



Die „Gute Stube" im Markener Fischerheim. Über der Frau sieht man das Prunkbett, den Stolz des Hauses.

eine Haube, die wie Jacke und Mieder bunt bestickt ist. So hat man es auf Marken gehalten seit mehr als hundert Jahren; aber die kommende große Veränderung durch die Vereinigung mit dem Festland wird wohl auch nicht ohne Einfluß auf Brauch und Sitten bleiben, wenn

man auch wünschen möchte, daß nicht der letzte Rest von Eigenart verschwinden möge.

In der übrigen Welt vollzieht sich auch in der Bevölkerung des flachen Landes eine bedeutsame Wandlung. Der Landmann sucht sich dem Städter im Aussehen ähnlich zu machen. Man kann aber nicht sagen, daß das zu seinem Vorteil geschieht. Leider sieht man da und dort bei uns schon junge Bauern mit „Hosen auf Halbmast", oder „Hochwasserhosen", die noch lächerlicher darin aussehen als die Talmileutchen der Großstädte. Und doch liegt hier eine Tatsache vor, die auch in früheren Jahrhunderten nicht anders gewesen ist. Immer haben sich die Landbewohner nach den städtischen Moden zu kleiden gesucht, aber das Vorbild, dem sie es nachzutun suchten, die einstigen Trachten, waren eben doch anderer Art. Dazu kam noch, daß sich in den vergangenen Jahrhunderten der Modewechsel in den Städten nicht so rasch vollzog. Bauerntrachten sind stehengebliebene Stadttrachten. Wer ein wenig in der Kostümgeschichte der Vergangenheit bewandert ist, kann leicht feststellen, zu welcher Zeit gewisse ländliche Trachten entstanden sein müssen. Viele Volkstrachten, die sich da und dort in mehr oder weniger überlieferungstreuer Weise erhalten haben, sind im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert aufgekommene, städtischen Vorbildern nachgebildete Trachten. Man denke nur an den alten Kastorhut mancher Bauern oder an den Dreimaster. Mit Recht ist gesagt worden: die Volkstracht ist ein lebendes Archiv, das dem forschenden Blick noch viel Eigenartiges und Merkwürdiges erschließen wird. Hat doch die weiterschreitende Kultur gleich dem Kinde im Märchen hier Steinchen auf ihrem Pfade zurückgelassen, die zurückführen bis in fernste Ferne der Vergangenheit. Wahre Volkstracht ist mehr als ein „buntes



Teilansicht der Insel Marken. Die Fischerhäuser werden wegen Überschwemmungsgefahr als Pfahlbauten errichtet. Wasserkanäle und Gräben durchziehen die ganze Insel.



Auf der Insel Marken gehen bis zum fünften Jahr die Knaben und Mädchen gleich gekleidet, erst von da an bekommt der Junge die Pumphose und dazu später die Bluse.

Kleid"! In all ihren Formen, selbst dort, wo Fremdes übernommen wurde, zeigt sich, vor allem bei den Frauentrachten, in langsamem Werden und Wachsen gestaltender Volksgeist. Aus Sitten und Bräuchen der Artkleidung spricht die Volksseele. Tracht ist die bunte Blüte einer



Junger Nachwuchs auf der Insel Marken im festlichen Sonntagsstaat.

Lebensauffassung, die dem kundigen Blick viel von dem Boden erzählt, daraus sie sproßte. Wenn die Lebensanschauung sich wandelt, bringt sie auch die Tracht zum Absterben.

Wenn ländliche Trachten auch vom städtischen Modewandel beeinflußt worden sind, so hat man diese Vorbilder doch niemals als Ganzes übernommen, die Bauern haben sich daraus immer etwas Eigenartiges gebildet, das einen neuen und besonderen Charakter besaß. Es ist bedauerlich, daß die heutige Stadtmode dem Bauern nichts zu bieten hat. So geht es übrigens nicht nur mit Kleidern. Auch im Geistigen kann der Bauer nur verlieren, wenn er sich von den durchschnittlichen Jämmerlingen der Zivilisationsgroßstadtmenschen beeinflussen läßt. Erhaltung der Tracht ist keine Frage der Äußerlichkeit! Es handelt sich in Wahrheit um mehr, um Wertvolleres, denn die Volkstracht ist nicht nur ein buntes Kleid, das mit dem inneren Wesen der Menschen, die sie tragen, nichts zu tun hat. Als mit zunehmender Ausdehnung der Gewerbetätigkeit auf dem Lande in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die Volkstrachten dahinzuschwinden schienen, glaubte man, das Ende der ländlichen Tracht sei nun für alle Gebiete gekommen. War sie doch, wie im Münsterlande, da und dort vorher schon verschwunden. Da kam es zur Gründung von Volkstrachtenerhaltungsvereinen, die doch manches Gute bewirkten. Und es gibt Anzeichen, daß aus dieser Bewegung heraus sich Zusammenhänge eines neu erstarkenden völkischen Gefühls ergeben werden. Tracht ist der sinnfällige, besondere Ausdruck des Volkstümlichen, ein äußeres, nicht äußerliches Zeichen der Heimatliebe. Das ist gewiß: so wie der Durchschnittsgroßstädter heute ist, vermag er der Landbevölkerung nichts zu bieten, was wertvoll wäre, weder innerlich und geistig, noch was die Tracht angeht. Der Bauer aber sollte zu stolz sein, den Zivilisationsmenschen zum Muster zu nehmen.

Der Schleier einst und jetzt

Von A. Kett / Mit 5 Bildern

Schwarz ist das Gewölk. Der Sturmwind fährt wild durch die ächzenden Bäume. Der junge Tiroler Bauer sagt zu seinem Weib: „Hörst, wie die Schleierlosen klagen?“ Sie lauschten hinaus in die Nacht, und die junge Frau fragt: „Was ist's mit den Schleierlosen?“ Und der Bauer erzählt: „Wenn die Nixen am Ufer des Gebirgsbachs spielen, legen sie ihre Schleier auf einen Stein, und wenn Elfen und Feen, die in dem Wald wohnen, mit den Menschen Stunden verbotenen Glükkes genießen wollen, verbergen sie zuvor ihre Schleier in hohlen Bäumen. Wenn die Schleier geraubt werden, können sie nimmer heim ins Nixenreich, ins Feenland; Heimat und Unsterblichkeit haben sie für ewig verloren. Klagend sitzen sie in den Wäldern! Hörst, wie sie jammern und weinen?“ Das junge Weib horcht und



Vestalin. Nach einem Gemälde von Angelika Kauffmann.


Orientalin aus Ouled-Naïle.

denkt mitleidsvoll an die Armen, die von den Ihren ewig ausgestoßen sind.

Das Sinnbild der Keuschheit ist der Schleier von alters her bei den Kulturvölkern gewesen, und in Sagen, in Märchen und Geschichten spiegelt sich diese Auffassung wider.

Nur selten trugen Männer den Schleier; nur bei Priestern bildete er einen Teil des Ornates. In den Mysterien der Alten galt der Schleier als Symbol des Unerforschlichen. Die Göttin Isis der Ägypter, die in Sais besonders verehrt wurde, hatte im Tempel dieser Stadt ein verschleiertes Standbild, das die Inschrift trug: „Ich bin das All, das gewesen, das da ist und das da sein wird; kein Sterblicher hat meinen Schleier gelüftet.“ Bei den Ägyptern der achtzehnten Dynastie sind auf Bildwerken

von Karnak Königinnen abgebildet, von Kopf bis zu den Füßen in wallende Schleier gehüllt.

Ägyptische Tempeltänzerinnen trugen gelbe und rote Schleier. Rot waren die sogenannten „Flammenschleier" der römischen Bräute. In weißen Schleiern erschienen die Priesterinnen der Aphrodite. Bis zu den Füßen herab fiel die wogende Fülle, um den Meeresschaum, dem nach der Mythe die Göttin einst entstiegen war, zu versinnbildlichen. Nach und nach verschwanden die farbigen Schleier, und nur schwarze und weiße blieben übrig. In ihrer Bedeutung vollzog sich ein Wechsel. Im alten Rom galten weiße, aber auch schwarze Schleier als Zeichen der Trauer. Hatte eine Vestapriesterin das Gelübde der Keuschheit gebrochen, wurde sie, ehe man sie lebendig begrub, mit einem schwarzen Schleier bedeckt.

In den Ländern des alten Orients war das Tragen von Schleiern seit ältester Zeit üblich. Aus einer schleierartigen Haube der Ägypterinnen entwickelte sich der Nonnenschleier mit seiner besonderen Bedeutung. In allen Jahrhunderten gehörte der Schleier zur Frauenkleidung auch im Abendlande. Großer Luxus wurde mit weißen und schwarzen Schleiern im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert getrieben. In einem „Frauenzimmer-Lexikon" der damaligen Zeit werden verschiedene Schleierarten aufgezählt: „Kopfschleyer, Maulschleyer, Schleyerschürze, niedergelassener Schleyer, Schleyerhaube, Schleyerkappe." Zuzeiten war es nicht leicht, die duftigen Hüllen modegerecht anzulegen. Diese Kunst verstanden die sogenannten „Schleyerfrauen". Sie gingen in die Häuser, wenn Frauen zu Begräbnissen geladen waren und verhüllten die Leidtragenden. Die nächsten Angehörigen wurden so dicht verschleiert, daß sie geführt werden mußten, weil sie vor Schleiern nicht sehen



Marokkanische Braut wird zu ihrem Ehrentag geschmückt.

konnten. Je weniger nahe die Frauen den Verstorbenen gestanden hatten, je leichter war ihre Verschleierung.

Überall lag dem Schleiertragen der Gedanke der Keuschheit zugrunde, darum tragen ihn die Nonnen, darum verschleierte man den Täufling, die Braut, die Witwe. Bei dem Täufling ist es ein Hinweis auf die Unberührtheit der Kinderseele; bei der Braut ein Zeichen körperlicher und seelischer Reinheit; bei der Witwe gewissermaßen ein Keuschheitsgelöbnis, dem Toten „auf Zeit" gegeben. Nach dem Weltkrieg entstand in der Türkei eine Bewegung, die den Frauen mehr Freiheiten zu verschaffen suchte. Der Schleier sollte abgeschafft werden, den die Türkinnen nicht nur öffentlich, sondern auch im Hause trugen, wenn ein Fremder erschien. Zunächst nahm aber nur ein Teil der Frauen in den großen Städten dieses Recht für sich in Anspruch. Die meisten orientalischen Frauen verhüllen noch heute ihr Antlitz mit Schleiern, und nur der Ehegatte darf seine Frau entschleiert schauen. So war es schon bei den alten Arabern Sitte, die streng aufrecht erhalten wurde. Unter der Herrschaft der Idrisiden im achten Jahrhundert wurde jeder Araber, der eine unverhüllte



Verschleierte türkische Frau.

Frau erblickt hatte, getötet. Ein später regierender Fürst wandelte die Todesstrafe in lebenslängliche Verbannung, und erst sein Nachfolger hob das Gesetz ganz auf.

Im Mittelalter war die Schleierindustrie zu besonderer Höhe gelangt. Aus jener Zeit haben sich Reste von Geweben, die einst große Summen gekostet hatten, erhalten. Bis zur Schleppe wogten die in Gold und Silber gestickten Schleierstoffe nieder und umflossen ihre Trägerin wie ein Mantel.

Im Laufe der Jahrhunderte verlor der Schleier den größten Teil seiner Symbolik und wurde zum Modeartikel, als der er in den verschiedensten Formen und Farben hergestellt wurde. Nichts vermag weibliche Schönheit so geheimnisvoll zu umgeben, nichts sie so zu steigern, wie ein geschickt geschlungener, anmutig getragener Schleier. Das wissen die Italienerinnen und Spanierinnen gar wohl, die den Schleier nie ganz aus der Mode kommen ließen. Das wissen besonders die Tänzerinnen, die sich in Schleier hüllen.

Den Naturvölkern ist die Symbolik des Schleiers unbekannt. Er dient ihnen nur als Schutzmittel gegen Insekten oder Sonnenstrahlen. Aber gegen beides ist ja der Naturmensch weniger empfindlich als wir.

Eine bedeutsame Rolle spielt der Schleier in Religion, Glaube und Aberglaube. Zur Zauberei brauchte man in alten Zeiten bei vielen Völkern den Schleier. Das Symbol des Unergründlichen, Unerklärlichen ist übernommen aus der ältesten Mythologie, in der der Schleier ein Attribut der Göttinnen war. Aus Wolkenschleiern traten sie den Sterblichen entgegen und hinter ihnen verbargen sie sich vor ihnen. Wolkenschleier waren es, von denen der Erdgeborene geheimnisvolles Verhüllen lernte und im Schleier nachbildete.



Im Brautschleier vor dem Altar. Trauung in einem Fischerdorf.
Nach einem Gemälde von Ludwig Dettmann.

Später dachte keine Dame, die sich den Schleier vorband, daran, daß sie damit den Vorgang nachahmte, wenn in der Natur Sonne und Mond von Wolkenschleiern umhüllt wurden. Der vor Jahrtausenden lebende Mensch stand anders als wir zur Natur. Er ahmte nach, was in ihr geschah und schuf so eine Fülle lebender Poesie. Wir, die späten Nachkommen, haben uns nur noch wenig von dieser Poesie zu erhalten vermocht. Und wenn der Schleier wieder einmal Mode wird, geschieht es aus andern Gründen als vor Jahrtausenden.

Gitterrätsel

	A		A		A	
A	A	A	E	E	E	E
	G		I		I	
I	I	K	K	M	N	R
	R		R		R	
U	U	U	U	U	U	U
	U		Y		Y	

Die Buchstaben sind in dem Gitter so zu ordnen, daß die obere wagrechte wie die entsprechende senkrechte Reihe einen Erdteil, die mittlere einen südamerikanischen Staat und die dritte einen Teil Rußlands nennen.

Auflösung folgt am Schluß des nächsten Bandes.



Eingang in den Palast.

Benin, die blutgeweihte Stadt der Kaiser

Von Arnold Hillen Ziegfeld / Mit 3 Bildern

Von einem „Goldenen Zeitalter" menschlichen Glückes, ungestörten Friedens, erzählten, sangen und träumten die Menschen schon im Altertum. Solon, der weise Gesetzgeber Athens, hatte durch ägyptische Priester Kunde von einem Reich erhalten, in dem unverdorbene Schlichtheit und edle Tugendhaftigkeit so allgemein, Tüchtigkeit und Weisheit so verbreitet gewesen seien, daß der Reichtum aller wuchs, Kunst und Kultur sich unter dem Zepter gerechter Könige zu hoher Blüte entfaltet hätten. Prachtvolle Tempel und stolze Burgen wären die Zierde des Landes gewesen, die höchste aber die, daß die Menge des Goldes, die Fülle des Besitzes die Angehörigen dieses Volkes nicht berauscht und nicht vermocht hätten, ihnen die Selbstbeherrschung zu rauben. Vielmehr hätten die Bewohner erkannt, daß alle Güter des Lebens nur durch gegenseitige Liebe und vereinte Tüchtigkeit gedeihen. Göttliches Wesen sei in diesem Volk, das sich rühmte, vom Gott des Meeres abzustammen, wirksam gewesen, bis endlich doch menschliche Schwäche, gottentfremdete Entartung überhandgenommen und eines Tages durch göttliches Strafgericht all dieses Glück untergegangen sei. In den homerischen Gesängen lebte die Erinnerung an jene „unsträflichen Äthiopier" fort, und als Mythus von der „Atlantis", von einem versunkenen, glanzvollen

Reich und einem entschwundenen „Goldenen Zeitalter" behandelte Plato die uralte Sage.

Auch das Alte Testament enthält Nachricht von dem glücklichen, reichen Volk, zu dem die Schiffe des Königs Salomo und Hirams vorgedrungen und von dem sie mit kostbarer Goldfracht zurückgekehrt seien. Jenseits der Säulen des Herakles, dem heutigen Gibraltar, sollte das Land gelegen haben, und in Tarschisch hätten die Seeleute ihre Fahrt unterbrochen, um Silber auf ihre Schiffe zu laden.

Dies Tarschisch ist das in Spanien wiederentdeckte Tartessos, um dessen Ausgrabung sich in unseren Tagen und neuerdings mit gutem Erfolg deutsche Gelehrte bemühen. — Das entschwundene Atlantis aber meint der Forscher Leo Frobenius an der Westküste Afrikas aufgefunden zu haben. Westasiatische Seefahrer der altetruskischen Zeit hätten, längst ehe es einen griechischen Staat oder ein römisches Reich gegeben, an der Westküste Afrikas eine Kolonie gegründet. Diese Niederlassung sei eine Ausstrahlung jener sagenhaften Kultur gewesen, die in Lydien in Kleinasien, in Etrurien wie in Tartessos im südlichen Spanien Stützpunkte gehabt habe. Aus weiten Fernen hätten die Gründer dieser Kolonie Schätze aller Art zusammengetragen, so daß es zu einer Entfaltung unendlicher Pracht und Prunkhaftigkeit in Burg und Tempel gekommen sei. Dort habe jene Kultur, noch viele Jahrhunderte in Verborgenheit und Unberührtheit fortlebend, bestanden, bis zum Ausgang des Mittelalters die ersten portugiesischen Schiffe dort gelandet seien und in das Land des Friedens Streit, in die Redlichkeit der Bewohner Trug und Habgier gemengt hätten.

Europa hat die sagenhafte, alte Kultur Afrikas zerstört; die Weißen haben Glück und Frieden der Schwarzen vernichtet und dafür die Sklaverei eingeführt; das ist der Vorwurf, den Frobenius erhebt.

Jetzt, da die Völker Europas, erschöpft von dem Weißbluten jahrelangen Ringens, beschämt fragen, wo denn Menschlichkeit und sorglose Naturgenügsamkeit auf Erden geblieben sind, erhebt sich drohend die „schwarze Gefahr"! Der Tag kann kommen,

wo das Blut der Afrikaner aufbegehren und sich rächen wird für die Zerstörung uralter friedlicher Kultur im Westen Afrikas, für die Entwurzelung durch aufgezwungene, wesensfremde europäische Zivilisation und für die unverzeihliche Einbeziehung der Schwarzen in den mörderischen Kampf, den Haß und Neid zwischen den Weißen entfacht hatten.

Wie „Benin", die Kaiserstadt des alten Goldlandes an der Westküste Afrikas, nach niederländischen Berichten aus dem sieb-



Zerstörtes Haus des Oberpriesters.

zehnten Jahrhundert aussah und wie es von den Engländern vor einigen Jahrzehnten der britischen Macht unterworfen, die Reste der uralten Kultur zertrümmert wurden, schildert das nachfolgende Kapitel, das Arnold Hillen Ziegfelds Buch „Im Reiche des Meergottes, Bilder aus dem Blühen und Vergehen einer Kultur des atlantischen Afrika" entnommen ist*.

Im Jahre 1472 entdeckten die Portugiesen das Land in der Guineabucht, aber ihre Kaufleute erredeten sich vom König das Monopol für alle eben gefundenen Provinzen und — wußten wohl ihr Handelsgeheimnis

* Es ist der sechste, einzeln käufliche Band des von Leo Frobenius herausgegebenen Werkes „Afrikanisches Heldentum". (Geb. M. 4.— Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.)

zu nutzen! Keinem andern portugiesischen Seefahrer, keinem Privatmann war es mehr erlaubt, sich an diesen Küsten sehen zu lassen. — So kam nie eine Kunde von dort in die weite Welt, alles blieb in den Archiven Lissabons haften. — Freilich dieses und jenes vermag wohl ein schauender Blick zu erraten! Große Dauer war dem Treiben nicht gegeben; das Klima forderte Opfer, ließ die Händler auf den Faktoreien sterben ebensogut wie die Verbrecherkolonisten in ihren Niederlassungen, obwohl sie doch eigens zur Kultivierung des Landes hergeschickt waren. Und endlich ward auch das schwarze Volk ihrer überdrüssig und verwies sie des Landes. — Welch ein Fall von der Höhe jener ersten Zeit, da sie wie Götter verehrt, frei im Königshofe sich bewegen durften, Mönche und Nonnen ihr christliches Werk betrieben, Priester dem Herrscher als Vertraute zur Seite standen, und dieser durch seine Gesandten kostbare Geschenke mit dem königlichen Bruder in Lissabon tauschte — bis zu der Verachtung, mit der nunmehr der Neger dem Portugiesen begegnet, ihn als unreines Tier verhöhnend! — Welch unerhörte Dinge müssen da geschehen sein, von denen nie ein Wissen verbreitet ist! — Benin wurde allen weißen Barbaren für immer verschlossen, ward heiliges Land! Und mit ihm alles übrige Land bis zur Goldküste.

Einhundert Jahre hernach brachte die Flut neue Völker Europas — und Engländer, Holländer und Franzosen erkauften sich ihre Freiplätze am Küstensaum. Aber ihre Karten kannten nur das Fahrwasser, die Mündungen der Flüsse und die Lage der Niederlassungen. Landeinwärts deuteten weiße Flecken an, daß hier eine Terra incognita sei. — Dennoch fanden sie den Weg zu den Herzen der großen Herrscher der unbekannten, sagenhaften Staaten im Innern; — sie streuten das Gift der Gewinnsucht,



Königszug.

und in Mengen wurde ihnen wertvolles Gut entgegen-
geschleudert, Frauen und Männer, willkommene Fracht

für die Sklavenschiffe nach Amerika. — In dieser Zeit öffneten sich die Tore der alten Kaiserstadt von neuem den weißen Fremden — freilich nur als geduldeten, weil Waren bringenden Gästen, nicht aber als den bewunderten Göttern von ehedem.

In dieser Zeit erfuhr auch die Welt zum ersten Male von den seltsamen Dingen, die bei solchem Besuch ein schnelles und scharfes Auge wohl erhaschen konnte, und alle jene Niederdeutschen, Holländer, erlebten sie noch wie ein Wunder. — Nach ihnen wurden sie bald zu alltäglichen Absonderlichkeiten, und als der Handel mit Benin sich nicht mehr verlohnte, sank alles Zauberwerk der Kaiserstadt wieder in völlige Vergessenheit zurück.

In Aufzeichnungen alter niederländischer Seefahrer ist indes noch manche Beschreibung davon erhalten geblieben, wie zum Beispiel die nachfolgende Schilderung.

„Der Hof des Königs ist vierkantig und liegt auf der rechten Seite der Stadt, wenn man vom Gottontore hereinkommt. Er ist wohl so groß wie die Stadt Haarlem und ringsum von einer eigenen Mauer umgeben, von der gleichen Art, als sie um die Stadt selber läuft. Er teilt sich in viele prächtige Paläste, Häuser und Anwesen der Höflinge und umfaßt schöne, lange, viereckige Galerien, ungefähr so groß wie die Börse in Amsterdam. Doch sind einige größer als die anderen, ruhen auf hohen Pfeilern und sind von oben bis unten mit gegossenem Kupfer beschlagen, auf dem Abbildungen ihrer Kriegstaten und Feldschlachten eingraviert sind. Sie werden sehr sorgfältig gepflegt. Die meisten Paläste und Königshäuser in diesem Hofe sind anstatt mit Holzplanken mit Palmblättern gedeckt, und jeder Dachstuhl ist verziert mit einem Türmchen, das oben spitz verläuft; auf ihm steht ein aus Kupfer gegossener Vogel mit ausgespreizten

Flügeln, sehr kunstvoll nach dem Leben gebildet. Von den Galerien unterscheidet sich sonderlich die dritte dadurch, daß statt der Holzpfeiler Menschenbildnisse stehen, doch so steif und gerade geschnitzt, daß man ohne Ausleger nicht erraten könnte, was sie wohl darstellen sollten, ob Menschen oder Tiere. Dennoch wußten meine Begleiter sie zu unterscheiden nach Kaufleuten, Soldaten, Wildschützen und so weiter. Von gleicher Kunst sieht man hier hinter einem weißen Vorhang elf gegossene kupferne Menschenköpfe und auf jedem von ihnen einen Elefantenzahn — und dies sind einige von den Göttern des Königs. Wenn man durch ein Tor dieser Galerie marschiert, so kommt man wieder auf einen großen Platz und zu einer vierten Galerie. Hinter dieser hat der König seine Hofhaltung. Hier sieht man wieder, wie schon bei der ersten Mauer, einen hohen, schornsteinartigen Turm, sechzig bis siebzig Fuß hoch. An dessen Spitze ist eine große kupferne Schlange festgemacht, die mit dem Kopfe nach unten hängt. Diese Schlange ist in allen Windungen wie überhaupt so genau der Natur nachgebildet, daß sie wohl das Beste ist, was ich in Benin gesehen habe. In dem ersten Flügel, in den man von dem Platz aus tritt, liegt der Audienzsaal des Königs; allda habe ich ihn auch im Beisein von drei Großwürdenträgern gesehen. Sie saßen unter einem Baldachin auf Ruhebänken von Elfenbein. Linkerhand des Königs sah ich vor einem schönen Vorhang sieben weiße, polierte Elfenbeinzähne auf Fußgestellen aus Elfenbein. Denn auf solche Manier stellt der König meist seine Götter innerhalb des Hauses auf.

Der König kommt nur einmal im Jahre an einem bestimmten Festtage aus seinem Hofe zum Vorschein, um sich dem Volke zu zeigen. Er erscheint dann zu Pferd, prächtig mit allerhand königlichem Zierat ausstaffiert, in

Gesellschaft von dreihundert bis vierhundert Edelleuten, beritten und zu Fuß, und einer Menge von Spielleuten vor und hinter ihnen, die auf allerhand Musikinstrumenten lustige Weisen erschallen lassen. Er reitet aber nicht weit vom Hofe fort, sondern nur bis zum zweiten Platze, wo unter einem freien Baldachin ein Sessel oder eine Ruhebank für ihn bereit steht. Um ihn herum lassen sich seine Frauen und ein großer Teil der Offiziere, alle vom höchsten Rang, in Festgewänder gehüllt, nieder. Ein wenig später beginnen sie einen feierlichen Umgang. Der König begibt sich dann in die Mitte des Platzes, um unter dem bloßen Himmel dem Gott zu opfern und das Fest, das sie Korallenfest heißen, einzuweihen, was unter einem allgemeinen und schrecklich lauten Gejubel des Volkes vollzogen wird. Wenn er etwa eine Viertelstunde dermaßen verbracht hat, geht er wieder nach seinem Sitz zurück und verweilt noch einige Stunden, bis daß alle ihm ihre Reverenz erwiesen haben. Dann läßt er zur Kurzweil einige zahme Leoparden, die er sich zur Belustigung hält, in Ketten herumführen, desgleichen kommen dann viele Zwerge und Taube, an denen er Spaß findet, zum Vorschein. An solchem Tage werden zehn, zwölf, dreizehn und mehr Sklaven zu Ehren des Königs enthauptet oder erwürgt; denn es herrscht unter ihnen der Glaube, daß diese Sklaven, wenn sie eine Weile tot gewesen sind, in ein anderes Land kommen und wieder lebendig werden und es dann besser haben, und daß ein jeder seine Sklaven wiederkriegt. Nachdem verzieht sich der Herrscher wieder in sein Haus. Der Rest des Tages wird nun mit großen Gastereien und Freudenmahlzeiten zu Ende geführt, und der König läßt an jeden allerhand Speisen und Wein als Geschenk austeilen, und ähnlich tun die Großen alle. Daher man an diesem Tage nichts

anderes denn Freude und Fröhlichkeit in der ganzen Stadt und allem Lande wahrnehmen kann. — An diesem Tage hängt auch der königliche Schatz, der in Jaspissteinen und Korallenwerk und dergleichen Dingen besteht, vor jedermanns Augen auf seinem Schlosse aus. Auch ist dies der Tag, da der König seinen Wohlverdienten viele Geschenke an Leibeigenen, Frauen und anderen Sachen macht, ferner teilt er viele Ämter aus, auf denen die Beherrschung der Dörfer und Städte beruht. — Auf diese Weise hat alle Welt Ursache zum Wohlbefinden.

Des Königs Mutter, die in großen Ehren gehalten wird, hat einen eigenen Hof außerhalb der Stadt. Allda hält sie mit vielem Frauenvolk Hof, und ihres Rates pflegt man in allen Reichssachen. Aber weder der König noch seine Mutter dürfen einander kraft eines sonderlichen Gesetzes sehen, solange sie leben wollen.

Wenn der König zu sterben kommt, gräbt man in seinem Hofe eine große Grube, unten breit und oben schmal, ja so tief, daß die, die unten graben, selbst im Wasser ertrinken müssen. In diese Grube wird des Königs Leiche gelegt: dabei dann alle seine Günstlinge zugegen sind und sich erbieten, daß sie dem König Gesellschaft halten wollen, ihm im anderen Leben zu Dienste zu stehen. Gleichwohl vermag solches niemand zu erlangen als der, so ihm in seinem Leben der Liebste gewesen. Darüber stets ein großer Zank entsteht. Nachdem endlich diejenigen, denen diese Gunst widerfährt, zum König in die Grube gestiegen sind, wird ein großer Stein über das Loch gewälzt. Das Volk aber bleibt Tag und Nacht daherum stehen.

Des anderen Tages wird der Stein wieder abgewälzt und gefragt, was die dort unten in der Grube, die bei der königlichen Leiche sind, machen, und ob jemand von ihnen

hingegangen, dem König zu dienen. Darauf denn keine andere Antwort heraufkommt als ein ‚Nein‘.

Am dritten Tage wird dieselbe Frage gestellt, und es kommt dann zuweilen die Antwort, der und der sei der erste gewesen, der seine Reise dahin genommen, und der und der der zweite, und alle preisen diese ersten und halten sie für glücklich. — Endlich sterben nach vier oder fünf Tagen alle diese Menschen. Wenn nun niemand mehr übrig ist, und somit keine Antwort mehr heraufschallt, so wird das dem künftigen neuen König gemeldet. Dieser läßt danach stracks ein großes Feuer über der Grube machen und dabei eine große Menge Fleisch braten, das er dem Volke spendet. Und dies ist seine Huldigung.

Sobald die Grube zugeworfen ist, werden viele Menschen auf den Straßen, ja selbst in ihren eigenen Häusern niedergehauen und ihre Köpfe mit einem Tuche bedeckt. Niemand darf dieses hinwegnehmen als etliche Vögel, welche die Menschen fressen, und vor denen sie große Ehrfurcht haben. Dieses sind die heiligen Geier.“ —

Ja, rauscht nicht hinter diesen dürren Worten ein großes Leben, klingt es nicht wie ein mächtiger Sang hervor, der von Königen und Helden spricht und einem Volk, das im Sterben für seinen Herrscher, seinen Gott, das höchste Glück sucht? — Und wie mag das Ende lauten? —

Aus dem Bericht der englischen Strafexpedition

Benin-Stadt, 19. Februar 1897. „Wir sitzen jetzt in der Stadt! — Es ist schon eine Lästerung, das eine Stadt zu nennen, es ist ein Schlachthaus! Überall in Häusern und Straßen liegen tote Eingeborene, einige gekreuzigt und auf Bäumen geopfert, andere auf Gerüsten; hier welche auf der Erde, dort wieder in Gruben, manche drinnen erst halbtot! Es gibt wohl auf der ganzen Erde nicht einen

zweiten Flecken, wo so nahe der europäischen Zivilisation derartige Schlachtereien ungestraft verübt werden. — Doch zurück zu unserem Anmarsch: Am 18. Februar verließen wir Awako mit der ganzen Streitmacht, die schwarze Truppe an der Spitze. Von sechs Uhr morgens bis ein Uhr nachmittags dauerte ohne Unterbrechung der Marsch. Die ganze Zeit über wurde aus dem dichten Busch geschossen, worauf mit Gewehrsalven und Maximfeuer geantwortet wurde. Um ein Uhr wurde eine Lichtung erreicht, etwa eine Meile von der Stadt entfernt. Schnell wurden einige Raketen und Siebenpfündergranaten in die Stadt hinübergesandt, dann ging es gleich weiter. Wieder und wieder wurde Feuer gegen uns eröffnet, bis es immer hitziger wurde und sich schließlich zu einem mörderischen Gefecht entwickelte, da der Feind anscheinend einen Damm aufgeworfen hatte und von da aus, infolge des dichten Busches völlig unsichtbar, nur so lospfefferte. — Doch hatte sich unsere Hauptkolonne unbemerkt bis an den Königshof herangearbeitet und nahm ihn plötzlich im Sturm. Maschinengewehre und Salven taten dann ihre Pflicht. So wurde Benin unser! — Nun konnte auch unsere Abteilung wieder weiter und auf die Stadt zu marschieren. Als wir herankamen, sahen wir die ersten Menschenopfer! Lebende Sklavinnen, geknebelt und gepflöckt, mit dem Rücken auf dem Boden, der Unterleib in Kreuzform aufgeschnitten, die unverletzten Gedärme heraushängend! So sollten diese armen Weiber in der Sonne verrecken. Sklaven, die Hände auf den Rücken gebunden, die Füße gefesselt, gleichfalls mit Knebeln im Munde, lagen umher. Je näher man der Stadt kam, umso mehr geopferte Menschen waren auf dem Pfad und im Busch verstreut — selbst im Königshofe war ihr Anblick und der Gestank zum Erschrecken. Tote

und verstümmelte Körper schienen überall zu sein. — Im Gehöft des Königs fanden sich auf einem Gerüst oder Altar, der die ganze Breite einnahm, wundervolle Götzenbilder. Sie alle waren indes verschmiert mit Menschenblut; und ganze Krusten von Blut fielen bei der leisesten Berührung ab. Daneben lagen große Bronzeköpfe umher, zu Dutzenden und in einer Reihe. Sie hatten oben Löcher, in denen ungeheure Elfenbeinzähne befestigt waren. — Der ganze Platz troff von Blut. — Noch ganz frisches Blut träufelte auch von den Figuren und den Altären. — Monate später, als wir diese langen Altäre erbrachen, fanden wir menschliche Gebeine darin. — Auch der ganze Weg, der zum Königspalast führte, war übersät mit Toten, mit gekreuzigten und enthaupteten Körpern in allen Stufen der Verwesung, die meisten durch die Sonnenglut dick geschwollen. — Die Ju-Ju-Häuser, ihre Kultstätten, waren zerstört. — Dreihundert Yards über das Königsgehöft hinaus läuft die breite Straße, die durch die Stadt führt. Auch sie war bedeckt mit Leichen, Schädeln, Knochen und so weiter, die meisten Körper ohne Kopf!

Des Königs Haus ist allerdings wirklich ein Wunder! — Die Türen sind mit getriebenem Messing geschmückt, auf dem figürliche Darstellungen sind, während das Dach aus Metallplatten gebildet und das Sparrenwerk, das sie stützt, kunstvoll geschnitzt ist. Vor dem Gehöfte des Königs läuft eine ungeheure Mauer, ganze zwanzig Fuß hoch, zwei bis vier Fuß dick, aus rotem, in der Sonne getrocknetem Lehm erbaut. Diese Mauer muß einige hundert Yards lang sein. An beiden Enden stehen zwei große Ju-Ju-Bäume. Vor ihnen sind Pfosten in die Erde gerammt und Querstücke aus Holz daran befestigt. An diese Rahmen sind Menschen lebend angebunden, um

vor Durst oder Hitze zu sterben und endlich von der Sonne gedörrt und von den Aasgeiern gefressen zu werden, bis sich die Knochen lösen und zu Boden fallen. Am ersten Baum hingen gleich zwei, am zweiten nur ein Körper. Unten war die Erde bedeckt mit menschlichem Gebein und verfaulenden kopflosen Rümpfen. Auch der Busch war voll von Leichen, bei denen die Hände und Füße zusammengebunden waren, um den Körpern eine sitzende Stellung zu geben. Auf der ganzen Straße lagen wieder enthauptete Körper, von der Glut der Sonne scheußlich aufgeblasen. Beim Durchschreiten der Mitteltür der großen Mauer stieß man auf einen großen Baum, zu dessen Füßen eine tiefe Grube war, in der wir tote Körper liegen sahen. Am Nachmittag hörten einige unserer schwarzen Soldaten ein schwaches Gewimmer aus der Richtung dieser Gruben. Sie ließen sich hinunter und fanden einige lebende Gefangene unter den Toten vergraben. Sie waren alle im Zustande völliger Erschöpfung, da sie schon viele Tage dort unten ohne Nahrung und Wasser mitten zwischen den toten und verwesenden Körpern gelegen hatten. — Die Eingeborenen werfen eben nach dem Opfer die Leichen hier hinunter."

21. Februar. „Heute ist ein großes Unheil eingetreten! Ungefähr um drei Uhr nachmittags sprang eine frische Brise auf, und während sie noch mit voller Kraft wehte, setzten einige Träger unserer Kolonne aus Unachtsamkeit eine Hütte in Brand. Unglücklicherweise schlug der Wind in die Richtung des Stadtteiles, in dem wir einquartiert waren. Doch, da das Feuer noch eine Meile weit entfernt war, wurde in Unterschätzung der Gefahr nur die Munition in Sicherheit gebracht. Der Wind nahm jedoch an Vehemenz zu, das Feuer wuchs rasend schnell an, die Flammen schlugen von einem Haus ins andere, ja griffen

sogar in die Bäume. In einer Stunde war alles vorbei, und der Platz lag in Asche."

3. August. „Heute ist der König von Benin mit großem Gefolge — etwa siebenhundert bis achthundert Mann —, alle ohne Waffen und unter Führung von Boten mit einer weißen Flagge, zur Übergabe in die Stadt gekommen. — Seit der Eroberung Benins bis jetzt hatte er sich mit seinen Getreuen und den Ju-Ju-Männern, den Priestern, im Busch gehalten. — Der Herrscher ging nach der Landessitte unterstützt von den Auserwählten, die ihn an jedem Arm hielten. Etwa zwanzig seiner Frauen begleiteten ihn. Sie waren von edler Gestalt, trugen das Haar in kunstvollem Aufbau von wirklich wunderbar gepolsterten Haarreihen; ihr Kopf war nicht rasiert wie bei den Frauen der unteren Klassen. Sie trugen Korallenhalsbänder, Schmuck und eine Unmenge von Haarnadeln. Etwa zehn Häuptlinge folgten ihrem Könige. Ihm selbst ging eine Eingeborenenmusikkapelle voraus, die auf einer Art Rohrflöte spielte. Im Hause des neueingesetzten Häuptlings und Mitgliedes des von uns eingerichteten Eingeborenenrates bezog der König Quartier. Bis tief in die Nacht hinein wurde von der Königspartei Rat gepflogen. Am übernächsten Tage kam er zum Palaver- (Versammlungs-) Haus mit ungefähr vierhundert seiner eigenen Leute, die alle ganz nackt waren, wie es ihre Sitte bei Gegenwart des Königs erfordert. In seiner Begleitung waren ungefähr zwanzig Häuptlinge, darunter sein Kriegsminister und andere Würdenträger. Der König, der ein dicker, aber vornehmer Mann von ziemlicher Intelligenz ist, mußte gegen vierzig Jahre zählen. Er war in ziemlich aufgeregter Verfassung, sein Leib über und über mit Massen von Korallenschnüren behängt — in denen sich auch größere Stücke, sicherlich im Gewichte von

mehreren Pfund, befanden —. Die Aufmachung seines Haares in Form eines Toskanerhutes bestand ganz aus Korallen von ausgesuchter Art und in dicht aneinander gereihter Ordnung. Ihr Gewicht mußte schon ganz beträchtlich sein, denn alle Augenblicke wurde der Putz von einem Diener für eine kurze Weile abgenommen. Seine Handgelenke bis zu den Ellbogen hinauf waren dicht mit Korallenbändern umwunden, desgleichen die Schenkel. Er trug nur das übliche weiße Tuch eines Häuptlings und darunter ein Paar bestickter Brokathosen. Er hatte keinerlei Rock an, aber seine Brust war völlig unsichtbar unter der Schicht von Korallen, die ihm um den Hals lief. — Eine Menge von neunhundert bis tausend Leuten stand herum, als von dem Residenten an Overami, den König, die Aufforderung gerichtet wurde, sich der Unterwerfung zu unterziehen. Der König geriet darauf in große Erregung. Nach langer Beratung mit den Häuptlingen fragte einer der Großfürsten an, ob es der König nicht im geheimen tun könnte, da er sich nicht vor solch einer Menge erniedrigen dürfe. Dieses Ansinnen wurde natürlich zurückgewiesen. So mußte er sich der Gewalt fügen. Unter Beihilfe zweier Häuptlinge unterzog er sich dreimal der Zeremonie. Dreimal warf sich der Herrscher vor dem Residenten in den Staub. Dreimal rieb er mit der Stirn den Erdboden zu Füßen des Siegers. Nach ihm vollführten die anderen Häuptlinge, die es vorher noch nicht mitgemacht hatten, gleichfalls den Akt der Unterwerfung."

Anfang September: „Eröffnung des Strafgerichtes über die Ermordung der Handelsexpedition. — Das Gerichtshaus ist vorsichtshalber innen und außen mit Kolonialtruppen, Haussanegern, besetzt. — Eine große Volksmenge begleitet den König; doch darf sie nicht zu nahe an das Gebäude herankommen.

Das Gericht

Die erste Frage, die zur Verhandlung steht, ist die Feststellung, wer jene Niedermetzelung verursacht hatte, der König oder die Häuptlinge?

Die ersten Zeugen sind drei Gefolgsleute von Häuptlingen. Auf ihre Aussagen hin werden die vier Häuptlinge: Obahawaie, Obaiuwana, Ugiagbe und Usu gefangengesetzt. — Doch begeht Obaiuwana, sobald er in den Wachtraum geführt wird, der gerade sehr dunkel ist, mit einem in seinem Hüfttuch versteckt gehaltenen Messer Selbstmord.

Als der Gerichtshof wieder beginnt, machen die Gefangenen ihre Aussagen: — Obahawaie berichtet, daß der König von Benin schon seit den letzten sechs Jahren gewußt habe, daß Weiße nach der Stadt Benin kommen würden. Deshalb wären auch immer einige Krieger auf der Straße nach Gotton auf dem Posten gewesen, um eine Überrumpelung der Stadt zu verhüten. Der König, Overami, aber hätte von jener Ermordung nicht das geringste gewußt, denn er verließe ja nie sein Haus, und wenn er sich ein wenig zu bewegen wünsche, so ginge er bis an seine Mauer und wieder zurück. ‚Selbst wenn alles Volk der Stadt — so wie sie jetzt in diesem Gerichtshofe — zu seinem Hofe kommen wollte, so würde es doch nichts ausrichten können, da es den König nichts anginge. Was auch immer zu geschehen pflegte, stets beriefe der König seine Großen; er mache ihnen aber nur seine Mitteilung, und sie handelten dann nach ihrem Gutdünken.' — ‚Wir waren schon etwa fünf Tage vor dem Massaker in der Stadt versammelt, da wir ein großes Fest, das Todesfest des Vaters des Königs, begingen (wegen dieses heiligen Festes war auch der Führer der Expedition vom König gebeten worden, nicht gerade jetzt, in dieser ernsten

Festzeit, das Verbot zu verletzen und ins Land einzudringen), als das Gerücht ging, daß weiße Männer kämen, um Krieg zu bringen.' Der König aber ließ daraufhin das Volk zusammenrufen und sagte zu ihm: ,Der weiße Mann bringt Krieg — wenn ihr ihm nun entgegenzieht, so sollt ihr nicht mit ihm kämpfen — ihr sollt ihn kommen lassen, und wenn ihm daran liegt, darf er mich besuchen und mir alles sagen, was er auf dem Herzen hat. Vielleicht will er mir nur einen Freundschaftsbesuch abstatten, ihr wißt es jedenfalls nicht, und deshalb müßt ihr ihn ruhig kommen lassen, und sollte es wirklich Krieg bedeuten, so werden wir das schon bald herausfinden. — Aber die Großwürdenträger, darunter Ologboscheri und Iyascheri, mißachteten des Königs Verbot, denn sie fürchteten für das Land und gaben mir, Obahawaie, trotz meines Widerstrebens Befehl, die Weißen zu überfallen, da ich sonst selber ermordet würde.' — Zum Schluß machte der Zeuge noch die Aussage, daß der König Iyascheri sogar Kolanüsse angeboten habe, wenn er nicht mit den Weißen kämpfen würde.

Alle Zeugen sprechen für den König.

Der Großhäuptling Aro bezeugt, daß die Jekri nach Benin die Warnung geschickt hätten, die Weißen kämen, um Krieg zu führen, worauf der König sehr erschrocken gewesen sei, da seit der Zeit seines Großvaters kein Weißer Krieg gegen Benin geführt habe.

Der König selbst sagt nur aus, er habe sich stets den Weißen gegenüber freundschaftlich gestellt, habe Geschenke mit ihnen ausgetauscht, ihnen gestattet, ihn in Benin aufzusuchen, und seine Befehle seien gewesen, die Weißen nicht zu töten.

Auch beim Kreuzverhör werden die Aussagen der drei Häuptlinge nicht wesentlich widerlegt.

Darauf vertagt sich der Gerichtshof.

Bei der Wiedereröffnung wird das Urteil bekanntgegeben: — ,Da das Eingeborenengesetz sagt: Wenn ein Häuptling einen Häuptling tötet, muß ein Häuptling getötet werden — so bestimmt der Spruch, daß sieben Eingeborenenhäuptlinge getötet werden müssen, weil sieben weiße Häuptlinge ermordet worden sind. Da nun aber der König und einige andere seit sieben Jahren in dem Glauben gelebt haben, daß die Europäer mit Krieg kämen, so haben sie schließlich die friedliche Handelsunternehmung wohl falsch auffassen können, und da sein Land zu verteidigen an sich eine ehrenwerte Sache ist, so sollen sie noch so davonkommen. Jedoch ist der Fall ein anderer bei jenen Häuptlingen, die trotz ihres Wissens von der Harmlosigkeit der Weißen ihrer Abschlachtung beigewohnt haben; und deshalb hat der Gerichtshof folgende für schuldig befunden: Obaiuwana, Ologboscheri, Obadesagbo, Usu, Obahawaie und Ugiagbe.'

Nun hatte aber von diesen Verurteilten Obaiuwana schon Hand an sich gelegt, Obadesagbo war aus Furcht vor der Bestrafung gestorben, und Ugiagbe sollte als Gefolgsmann nicht in Betracht gezogen werden. Es blieb derart noch übrig: Ologboscheri, der noch in Freiheit war. Dieser wurde in Abwesenheit zum Tod durch Erschießen verurteilt; Usu und Obahawaie sollten am nächsten Morgen erschossen werden. — Es waren also nur zwei Häuptlinge wirklich zur Vollstreckung der Strafe vorhanden, dagegen fehlten noch fünf. Daher wurde es dahin gewendet, daß den Eingeborenen — den König einbegriffen — Vergebung in Aussicht gestellt wurde, wenn sie Ologboscheri herbeischaffen würden, damit er seine Strafe erhalte. ,Sonst würden einfach fünf Häuptlinge bestimmt werden, die dann die Strafe zu erleiden hätten.'

Andern Tags nach Ausführung des Urteils an den beiden Häuptlingen wurde dem König und den übrigen Häuptlingen, die sich nunmehr mit ihrem Fürsten in die Unterwerfung gefügt hatten, nochmals mitgeteilt, in welcher Form das Land nun regiert werden würde. Auch, daß der König nicht mehr wie bisher über seine Untertanen gebieten könne, sondern daß ihm eigens ein Platz zugewiesen werden würde, wo er Nahrung, Diener und alles, was ein großer Häuptling benötige, erhalte. Er würde vielleicht sogar seine Stellung als höchster Häuptling beibehalten dürfen, doch hänge das davon ab, wie er sich entwickle. Ja, man wolle ihn, den König, und zwei oder drei Häuptlinge samt ihren Frauen und Dienern auf ein Jahr oder mehr auf Reisen nehmen, damit er in Kalabar, Lagos und Joruba sähe, wie man da regiere (diese Länder standen bereits unter englischer Oberhoheit). Der König und die Häuptlinge könnten jetzt heimgehen und sich die Sache überlegen, vor allem aber sich klar werden, was sie an Vorschlägen zu machen hätten, um Ologboscheri zu fangen. In einer Woche sollten sie wiederkommen und ihre Gedanken unterbreiten.

Der König wußte an allen diesen Tagen stets seine Würde zu wahren. Am ersten Tage der Verhandlung kam er, schwer beladen mit Korallen und mit einer Korallenhaube geschmückt, in den Gerichtshof. Die Haube bestand aus einer eng anliegenden Kappe aus aufgereihten Steinperlen mit zwei Flügeln, fast so wie ein Wikingerhelm. Er schien die Vorgänge mit gemessener Ruhe zu nehmen und saß die ganze Zeit über mit tiefsinniger Miene da. Am letzten Tage erschien er in einem schwarzen Biberhut, den er offenbar von einem Jekrihäuptling geliehen hatte.

Am Tage des Wiedererscheinens weigerte sich aber der König zu kommen. Darauf wurden fünfzig Mann ab-

befohlen, um ihn gefangenzusetzen. Der König erfuhr davon und entfloh in den Busch, so daß die Mannschaft sein Haus leer fand. Nun wurde den Häuptlingen erklärt, daß alle Häuser in Brand gesteckt und sie selbst allesamt erschossen werden würden, wenn sie den König nicht herbeischafften. Da gestand einer von ihnen, daß der König bei ihm im Gehöft verweile, etwa dreiviertel Meilen von hier. Als wieder Mannschaften ausgesandt wurden, ihn dort festzunehmen, rannte der König zu einer Hintertür hinaus, fiel aber gerade einer anderen Streifkolonne in die Arme. So wurde er zurückgebracht und über ihn das Urteil gesprochen, daß er lebenslänglich von seinem Land verbannt würde.

Alsbald wurde ein Offizier beauftragt, den König nach dem Hafen Gwato (Gotton) zu schaffen. Die achtzig Frauen des Königs wurden von ihm getrennt und ihren Familien zurückgegeben. Der König bat darum, wenigstens zwei seiner Frauen mitnehmen zu dürfen. Er selbst war im Wachtraum untergebracht und stand unter scharfer Bewachung. Er war sehr niedergeschlagen und verweigerte die Nahrung. — Noch einen Versuch machte er, dem Exil zu entgehen, indem er zuerst sechsundsiebzigtausenddreihundertzwanzig Liter Öl im Werte von tausendfünfhundert Pfund Sterling für seine Freisetzung anbot, dann sogar bereit war, anzugeben, wo er fünfhundert Elefantenzähne versteckt habe; seine Korallen könne er nicht mehr anbieten, da sie von seinen eigenen ‚Jungen' gestohlen seien — so sagte er."

14. September. „Der König soll auf den Regierungsdampfer gebracht werden. Diese Vorsichtsmaßregel muß wohl schon ergriffen werden. Der König selbst gilt ja als großer Ju-Ju, als göttliches Wesen, und die Eingeborenen haben unbegrenztes Vertrauen zu ihm. Hatten sie doch

überhaupt geglaubt, daß er gar nicht zu fangen sei, und daß er, falls die Weißen je nach Benin kommen sollten, sich in einen Vogel oder irgend ein anderes Tier verwandeln würde und so davonginge. Auch wäre es keinem von ihnen eingefallen, ihn wegen der anläßlich solcher Feste der Todeszeremonien erfolgenden Massenopfer für blutdürstig zu erklären, im Gegenteil gehörte doch dieses zu ihrer Anschauung und den selbstverständlichen Dingen und Pflichten des Lebens. Wenn sie überhaupt irgend eine Art von Tadel empfänden, so würde sich dieser allenfalls gegen die Priester, aber nie gegen den König richten. Zudem fallen diesen Opfern meistenteils nur Sklaven und Verbrecher anheim."

15. September. „Am frühen Morgen begriff der König beim Erwachen, worum es sich handle. Er wurde sehr aufgeregt und wollte sich wehren; er wurde daher in eine Hängematte gepackt und verschnürt. Da begann er zu rufen und zu schreien. Infolgedessen mußte man ihn knebeln. Denn sonst wäre es schwerlich gelungen, ihn vor Tagesanbruch ohne Aufsehen aus der Stadt zu schaffen. Das wurde dann aber doch glücklich fertiggebracht. — Mit dieser einen Ausnahme, die eben unbedingt notwendig war, wurde der König im übrigen nur mit Höflichkeit behandelt. — Die Begleitmannschaft bestand aus sechzig Mann mit einem Maximgeschütz, um auf alle Fälle einem Befreiungsversuch entgegentreten zu können, obwohl dieser unwahrscheinlich war.

Auf dem Dampfer nahm die Majestät alles, was sie sah, in philosophischer Gelassenheit hin, obgleich sie doch wie alle ihre Vorfahren noch nie seit der Thronbesteigung außerhalb der Palastmauern gewesen war und nur dem Gebrauch folgend ein- oder zweimal im Jahr den Hof verließ, um sich den Untertanen zu zeigen."

Dreiviertel Jahr später: „... Nach ziemlich schwierigen Kämpfen im Busch wurde Ologboscheri gefangen. Er wurde vor das Kriegsgericht gestellt und einen Monat später gehängt."

— — — — — — — — — — — — — —

Solches war also das Ende von Benins Macht und Herrlichkeit!

Bilderrätsel



Auflösung folgt am Schluß des nächsten Bandes.

Moscheenzauber

Von Fr. Burger / Mit 11 Bildern

Am Freitag, dem „Versammlungstag“, der dem jüdischen Sabbat, dem christlichen Sonntag entspricht und von den Mohammedanern deshalb gefeiert wird, weil Adam am Abend des sechsten Schöpfungstages geschaffen wurde, findet im Bereich des ganzen Islams das feierliche Gebet in der Moschee statt.

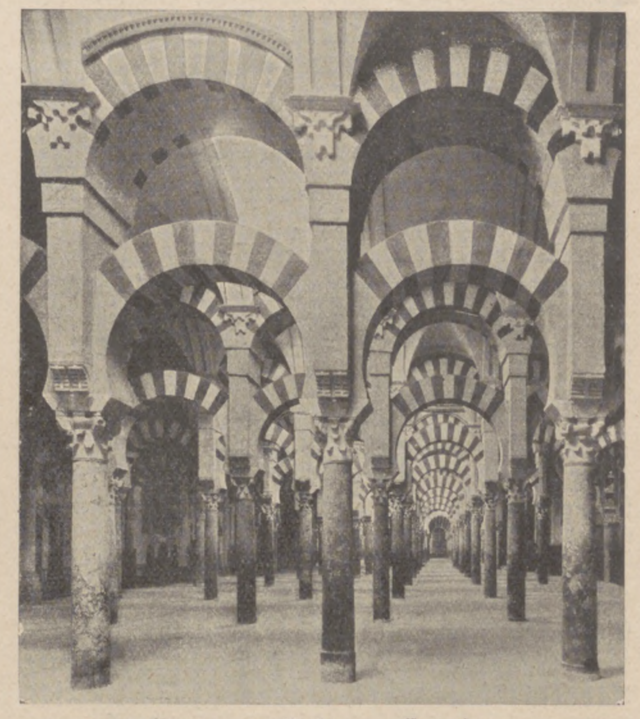
Laut tönt der langgezogene Ruf des Muezzin, während er mit zum Gebet ausgebreiteten Armen den Rundgang um das Minarett macht.

„Allāhu akbar, aschadu anna lā ilāha illa-llāh wa-Muhammadun rasūlu-llāh, hajja ala-ṣ-ṣalāh“, das heißt: „Gott ist gar groß! Ich bezeuge, daß es keinen Gott gibt außer Allah, und Mohammed der Gesandte Gottes ist. Herbei zum Gebet!“

Zu Tausenden strömen Gläubige herbei, in weiße, faltige Gewänder gehüllt, mit großen, meist buntfarbigen Turbanen auf den Köpfen; langsam schreiten sie die weißen Marmortreppen empor zum zweiten Moscheenhof.

Tausende stehen schon oben, ruhig, statuengleich, das Gesicht nach den hohen Torbogen gewendet, die zur Westseite des Hofes führen. Ihre drei Spitzkuppeln aus blendend weißem Marmor glänzen im Licht der Mittagsonne, die beiden Minarette an ihrer Seite erscheinen wie Lichtstrahlen, die zum Himmel gehen. Weiß sind die Hunderte von Metern langen Bogengalerien; weiß das Pflaster des weiten Platzes, weiß die Menschen, die ihn füllen, bewegungslos, wie Grabmale eines großen Friedhofs. In der Mitte des Platzes ein weites Wasserbassin, und die Strahlen, die zu Tropfen zerstäubt zurückfallen, blitzen, von der Sonne durchleuchtet, wie Diamanten.

Dem Ruf des Muezzin sind Tausende gläubiger Moslems gefolgt, ohne die sengenden Mittagsgluten zu beachten. Draußen auf den Treppenfluchten haben sie ihre



Inneres der Moschee zu Cordoba.

Pantoffeln stehen lassen in langen, mehrfachen Reihen, dann sind sie zum Brunnen getreten, um sich Gesicht, Hände und Füße abzuspülen.

Da der Unreine keine Erhörung seines Gebetes erhoffen darf, verlangt ein Gebot des Korans, daß der Gläubige

vor dem Hintreten zum Gebet Waschungen vornehmen muß. Deshalb finden sich in den Vorhöfen der Moscheen überall Brunnen mit klarem Wasser. Fünfmal am Tage



Im Hof der Moschee el-Azhar in Kairo.

sind diese Waschungen geboten. Nun stehen sie aufrecht da, dicht aneinandergedrängt, hoch und niedrig, Wesir wie Bettler.

Der Imam erscheint und steigt langsam die Kanzel empor zum Gebet. Seine Stimme kann auf dem weiten

Platz nicht von allen gehört werden, trotz der tiefen Stille, aber doch ist jeder einzelne mit ihm im andächtigen Gebet versunken. Hebt er die Hände, dann tun es alle, fällt er in die Knie, berührt er mit der Stirn den Boden, dann folgen ihm alle die Tausende. Das wiederholt sich während einer halben Stunde viele Male.

Kaum daß man das Rauschen der Gewänder vernimmt. Die Lippen jedes einzelnen murmeln, man hört aber kein Gebet.

Erst wenn der Imam das Amen spricht, wiederholen es Tausende mit lauter Stimme.

Die Freitagsandacht ist vorbei, und die Menschenmasse strömt gleich einer weißen Kaskade wieder die weiten Treppenfluchten hinab und verteilt sich in den heißen Straßen der Stadt.

Das geschieht jahraus, jahrein, seit Jahrhunderten, jeden Freitag in allen Moscheen der Erde; in der Dschami Muschid, der größten aller Moscheen der mohammedanischen Welt, vom Großmogul Schah Jehan um viele Millionen Goldmohurs in Delhi in Indien erbaut, ebenso wie in der Aja Sophia in Konstantinopel. Jeden Freitag zur gleichen Stunde, vierzig Minuten nach Mittag, bietet sich in allen großen und kleinen Moscheen, mit mehr oder weniger Großartigkeit, dasselbe Bild.

Wohl an dreihundert Millionen Menschen bekennen sich heute zu den Lehren des Propheten. Das Hauptdogma des Islams, das Dogma, das auf allen Moscheen der Erde seit dem Anbeginn der Hegira, der Flucht, seit über dreizehnhundert Jahren, an jedem Tage fünfmal von der Spitze des Minaretts herab verkündet wird, lautet: „lā ilāha illa-llāh! Es gibt keinen Gott außer Gott!“

Als zweites Dogma hat Mohammed die Offenbarung

Gottes durch ihn als Abgesandten oder Propheten und die Gleichheit der Menschen vor Gott aufgestellt, und



Straße in Kairo mit der Ibrahim Agha-Moschee.

als drittes die dereinstige Vergeltung durch das Paradies oder die Hölle. Sonst sind im Koran noch viele Lehren und Grundsätze aus andern Religionen enthalten, wie denn auch neben oder vielmehr unter Mohammed noch

verschiedene andere Propheten anerkannt werden: Jesus, Abraham, Adam, Noah und Moses. Die Stätte, wo Abraham einen Sohn opfern wollte, der Tempel Abrahams mit der Kaaba, dem schwarzen Stein in Mekka, ist bis auf den heutigen Tag heilig, und nach Hunderttausenden zählen die Gläubigen, die jedes Jahr nach Mekka pilgern, der ewigen Glückseligkeit teilhaftig zu werden. Jeder Mohammedaner folgt dem Gebot des Fastens im Monat Ramadan.

Indes die heiligste Lehre ist: „lā ilāha illa-llāh! — Es gibt keinen Gott außer Gott!"

Da der Islam keine Heiligen kennt, keine Bilder und religiöses Zeremoniell, ja nicht einmal Priester in unserem Sinne, sind auch die Moscheen im Innern einfach. Vielleicht mit der einzigen Ausnahme der Aja Sophia in Konstantinopel, die nächst der Dschami Muschid in Delhi die größte der mohammedanischen Moscheen ist. Sie ist auch ihr höchster Stolz. Nicht wegen ihrer Größe oder ihrer inneren Ausstattung, sondern vor allem weil sie das erhabenste Denkmal des Sieges des Islams über die byzantinische Welt ist. Tausende von Moslems, die tagtäglich in dies Wunderwerk byzantinischer Baukunst kommen, denken wohl kaum an die Pracht der Mosaikwände, an die Majestät und Ausdehnung der Riesenkuppel, nicht an die Fülle von glänzendem Material, das Kaiser Justinian an die ehemals christliche Kirche verschwendete. Sie denken nur an ihren Gott und vielleicht daran, daß Allah ihnen geholfen, Byzanz zu erobern als Residenz für ihren Kalifen, den Sultan, den Nachfolger und Stellvertreter Mohammeds. Hier und dort ist das Kreuzeszeichen, Spuren von Heiligenbildern, ja der in herrlichem Mosaik dargestellte Heiligenschein der ungeheuren Christusgestalt über der Stelle des ein-



Die Kathedrale von Cordoba, die in die alte Moschee kunstvoll eingebaut ist.

stigen Hochaltars stehen geblieben. Im Scheitel der Kuppel steht in flammender Schrift der Koranvers: „Gott ist das Licht des Himmels und der Erde.“ Über den Heiligenbildern an den Wänden hängen Schilde mit Lobgesängen der Kalifen in Buchstaben von neun Meter Länge.

Unerschütterlicher, oft fanatischer Glaube an die Lehren Mohammeds ist dem Moslem bis auf den heutigen Tag geblieben. Man braucht ihn nur beten zu sehen, um sich davon zu überzeugen. Hat er die vorgeschriebenen Waschungen vorgenommen, dann tritt er barfüßig, seinen Gebetteppich unter dem Arm, in die Moschee, um sich irgendwo in einer Vorhalle, einem Korridor, in einer Seitenkapelle ebensogut wie in dem großartigen Hauptraum aufzustellen. Von diesem Augenblick an vergißt er, was um ihn vorgeht, er ist mit seinem Gott allein. Er wirft sich zu Boden, berührt ihn mit der Stirn, erhebt sich wieder, verbeugt sich, hebt die Hände mit der Innenseite vor sein Gesicht, wirft sich nochmals zu Boden und wiederholt dies in einem fort, während er die vorgeschriebenen Gebete murmelt. Nichts kann ihn darin stören. Nicht der Besuch von neugierigen Fremden, nicht die mechanischen Erklärungen der Fremdenführer, auch nicht das Gemurmel der Koranschüler, oder die Vorträge der Lehrer. Denn die Moschee ist für den Mohammedaner nicht nur ein Bethaus, sie ist auch Schule. Mit ihr verbunden sind die Wohnungen für die Schriftgelehrten und Moscheediener, Pilgerhäuser, Armenküchen, Bäder, Brunnen, Mausoleen, Bibliotheken und Friedhöfe, ja sogar Verkaufsbuden und Märkte. Wer durch die Aja Sophia wandert, sieht an manchen Säulen, auf einer Estrade sitzend, bärtige Schulmeister, die Brille auf der Nase, ein Buch vor sich auf dem Teppich, und im Halb-



Der Minbar oder die Kanzel der Moschee von Sidi-Bu-Medin mit herrlichem Stukkoschmuck.

kreis um ihn auf verschränkten Beinen hockend die kleinen Schüler, die er mohammedanische Weisheit lehrt. Im warmen Sommer halten auch die Professoren ihre Vorlesungen in einer kühlen Ecke der Moschee, umgeben von den studierenden Softas, darunter alten Männern mit gebleichtem Haar. Die geistige Triebkraft des Islams lebt lebendig fort. Das sieht man auch außerhalb der Aja Sophia umso eindrucksvoller, je mehr man in den eigentlichen Stadtteil der Moslems eindringt. Moschee drängt sich an Moschee, Kioske, schöne Brunnen, von Bäumen beschattet, hohe Minarette, Galerien, Arkaden, Mausoleen aus weißem Marmor, durch deren Fenster man die Sarkophage der Sultane und ihrer Frauen erkennt, Paläste mit herrlichen Arabesken, hier und dort schöne Gärten oder stille Friedhöfe mit einsamen Grabdenkmälern, über welche Trauerweiden ihre tief herabfallenden Schleier legen, dunkle Zypressen ihre Schatten werfen.

Dort sieht man erst, daß der scheinbar siechende Islam lebt. Alles, was hier an Bauwerken groß, mächtig und prächtig wirkt, ist Gott und dem Nachfolger des Propheten geweiht, alles andere ist ärmlich und vergänglich. Was im türkischen Volk lebt, drängt sich um die Moscheen und Bethäuser zusammen. In Konstantinopel, der größten Stadt der mohammedanischen Welt, gibt es nicht weniger als neunhundert.

Am schönsten sieht man das in der wunderbaren Dschami Bajesid mit ihrem säulengeschmückten Vorhof, einem Prachtstück osmanischer Baukunst. Zypressen und Platanen beschatten das herrliche Brunnenhaus, um das sich gewöhnlich malerisches, bewegtes Volksleben drängt. An den Kolonnaden sieht man Krämer an offenen Ständen, Feshändler und Pantoffelverkäufer, öffentliche Schreiber, Geldwechsler, ambulante Lebensmittelhändler



Nach Mekka wandernde Pilger. Nach einem Gemälde von L. A. Belly.

und Cafés, Garküchen und Schaubuden. Mitten in dem bunten, lebhaften Gedränge tummeln sich furchtlos Tauben umher, Tausende von Tauben, die durch ein Vermächtnis des Sultans Bajesid gefüttert werden.

In den Moscheen Indiens und anderer Tropenländer sind gewöhnlich dem Hauptbau große Höfe vorgelagert, auf denen der Freitagsgottesdienst im Freien abgehalten wird. In türkischen und afrikanischen Moscheen findet er im Innern statt. Eine berühmte Ausnahme davon und gleichzeitig eine der größten Dschamis oder, wie sie in Ägypten heißen: Gamis, ist die Gami el-Azhar in Kairo. Das Hauptleben geht hier in dem ungeheuer großen, durch Holzwände und Gitter in kleinere Räume abgeteilten Hofraum vor sich. Jede dieser Abteilungen ist gewissermaßen eine Fakultät der größten Hochschule des Islams, vor einem Jahrtausend durch den Kalifen Aziz-Billah gegründet.

Der Besucher würde diese Universität zwischen dem Gewirr kleiner Gäßchen, Um- und Anbauten nur schwer finden, dienten ihm nicht die Minarette als Wegweiser. Steht er aber endlich im Vestibül, das sich zwischen zwei kleinen Moscheen an der Westseite ausbreitet, dann sieht er ein Bild vor sich, wie es die Welt des Islams nirgends bietet. Tausende von Studenten lernen hier aus dem Mund der berühmtesten Scheichs, was schon vor einem Jahrtausend unter den Abassiden in Bagdad gelehrt wurde. In jeder Abteilung, auch in der Säulenhalle der Hauptmoschee, kauern die Lehrer mit ihren Schülern auf dem Boden. Schränke an den Wänden enthalten die alten Lehrbücher und Schreibhefte der Studenten, der Boden ist mit Matten oder abgenutzten Teppichen belegt, und hier, von der hellen Sonne beschienen, den beturbanten Kopf hin und her schwingend, lernen sie ihre Lektionen



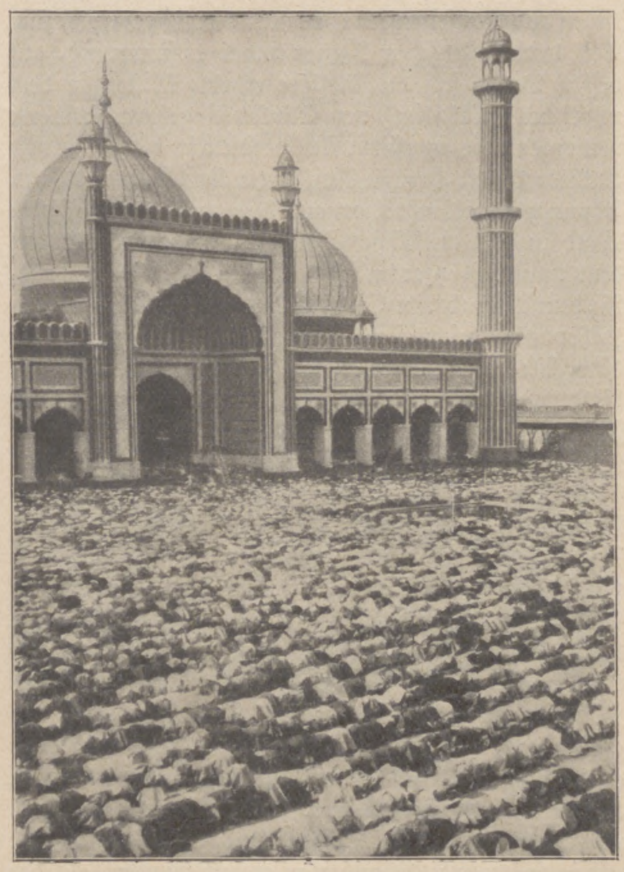
Die Kaaba zu Mekka, das größte Heiligtum des Islams, das Wallfahrtsziel der ganzen mohammedanischen Welt.

mit lauter Stimme. Aus allen Teilen der Welt, aus Marokko und Algerien wie aus Indien und Java, strömen Schüler zu diesem Hauptsitz mohammedanischer Gelehrsamkeit herbei. Einst gab es noch eine ähnliche weitberühmte Hochschule. Doch ist sie längst untergegangen.



Die Omarmoschee in Jerusalem, auf dem Platze des alten Judentempels errichtet.

Heute schmückt das Kreuz der christlichen Kirche die einstige Moschee in Cordoba im schönen Andalusien. Äußerlich ist sie noch unansehnlicher als die Gami el-Azhar, doch ist es hier wie dort das Innere, das überwältigt; nicht der Hof, sondern die Moschee. Wenn man durch die Puerta del Perdon eintritt, scheint es, als käme man in einen versteinerten Wald, in dem nicht nur die Stämme, sondern auch das Geäst der Kronen, das dichte Laubdach und der Boden des Waldes zu Stein geworden wären.



Der Hof der großen Moschee von Delhi, gefüllt mit Gläubigen.

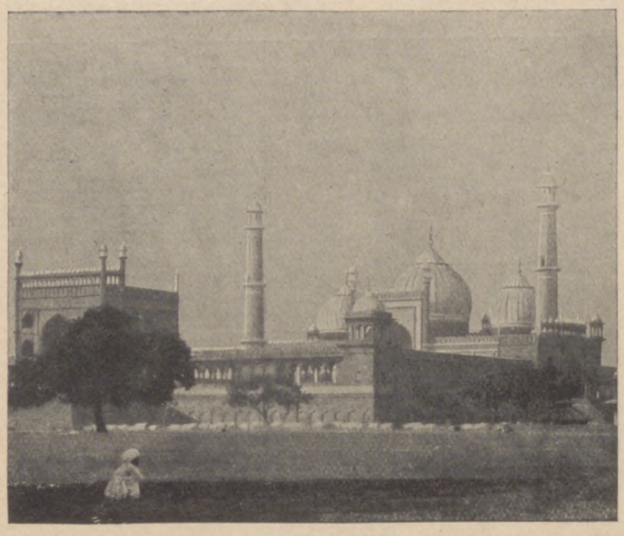
Wohin sich der Blick wendet, er wird verwirrt durch zahlreiche Säulen, nicht regellos zerstreut, sondern in unabsehbaren Reihen, fast an die tausend, durchwegs Mono-

lithen aus dem seltensten Marmor, Porphir, Jaspis, zum Teil dem heidnischen Janustempel entstammend, auf dessen Boden sich die Moschee erhebt. Mitten in dem ungeheuren Labyrinth von Säulen eingebaut, steht fast verborgen wie in einem Waldesdickicht die katholische Kathedrale, die Hernan Ruiz unter Karl V. hier erbaut. Ahnungslos gelangt man aus dem mohammedanischen Wald in das christliche Gotteshaus, unvermittelt aus dem maurisch-byzantinischen Stil in die ernste Gotik. In dem Mihrab von Cordoba hat diese Baukunst ihren Höhepunkt erreicht; sie wirkt wie die Märchengrotte Aladdins. Als wollte die Vorsehung dies Wunderwerk von Goldmosaik, diese Pracht seiner Farben, die Harmonie seiner Linien schützen, ist es viele Jahrhunderte hindurch unversehrt geblieben, frischer, schöner als irgend ein ähnliches Werk im ganzen Orient. Und wie man sich in der Aja Sophia in Konstantinopel trotz Mihrab und arabischen Inschriften wie in einem herrlichen christlichen Tempel fühlt, so glaubt man sich in der Christenkirche zu Cordoba wie mitten im fernen Orient. Das Kreuz konnte daran so wenig ändern wie der Halbmond auf der Sophienkirche.

In ganz Marokko, Algerien und Tunis wird man vergeblich nach Moscheen forschen, die auch nur annähernd an die geschilderten heranreichen, selbst nicht im heiligen Kairuan. Ebenso sieht man es den Moscheen in Saloniki und Monastir, Üsküb, Belgrad und Sofia an, daß sie erst in späteren Jahrhunderten erbaut wurden, als der religiöse Eifer der Moslems durch die türkischen Eroberungspläne zurückgedrängt war. Desto schöner, reiner und stilvoller sind sie jenseits der Dardanellen, je weiter man ins Innere des asiatischen Kontinents eindringt. Majestätisch wirkt die große Moschee von Damaskus mit ihrem

Jesusminarett, sowie jene el-Aksa in Jerusalem oder gar die Omarmoschee.

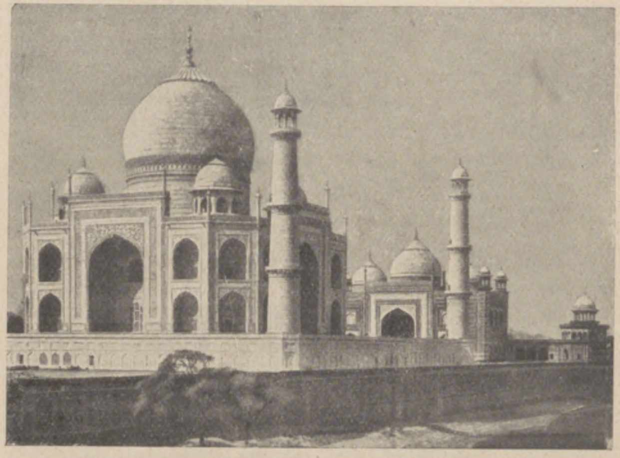
Wie die Christen, haben auch die Moslems in Jerusalem ihre größten Heiligtümer, nur noch übertroffen von der Kaaba in Mekka und dem Grab des Propheten in Me-



Gesamtansicht der großen Moschee von Delhi.

dina. Zunächst der Felsen auf dem Berge von Morija, von dem der Prophet auf seinem geflügelten Rosse Burak zum Himmel ritt. Während indes das erhabenste Gotteshaus der Christenheit in einem Winkel steckt, mit zerlumptem, verstümmeltem Bettelvolk am Haupteingang zur Kreuzigungstätte Christi, erhebt sich die Moschee Mohammeds auf dem schönsten und größten Platze von Jerusalem, an jener Stelle, wo einst der berühmte Tempel

Salomos stand. Noch sind die hundert mächtigen Pfeiler seines Unterbaues vorhanden, aber sie tragen heute eines der schönsten Kleinodien arabischer Baukunst. Keine Moschee ist so edel und einfach im Stil, so wohlerhalten und makellos. Anders wie jene Wunderwerke, die Bagdad in seiner Achmed Kiaja, oder Ispahan in seiner



Tadsch-Mahal-Mausoleum in Agra, Indien.

großen Dschami, oder gar Samarkand mit der Grabmoschee Tamerlans besitzt. Aber gerade dort, wo einst die bedeutendsten Dynastien des Islams herrschten, ist der Verfall am größten. So mächtig war der Islam noch Jahrhunderte nachher, daß er sich auch ostwärts bis an die Küsten des Gelben Meeres und in die Südsee ausbreitete und dort mehr Anhänger zählt als in all den alten Kalifaten zusammengenommen. In der heiligsten Stätte der Hinduwelt, in Benares, überragen die Minarette und Dome des Islams ihrer vom Großmogul

Aurangzeb gebauten Moschee all die tausend Hindutempel der Stadt, und so auch an den heiligsten Städten der Konfuzianer in China. Mitten im Lande stehen zahlreiche große Moscheen. In ihrer äußeren Anlage unterscheiden sich viele darunter von den vielen Buddha- und Konfuziustempeln nur durch den Halbmond, der auf ihrem Dache prangt. In ihrem Inneren findet man dieselben sarazenischen Formen, in der Andacht dieselben Bräuche, dieselbe Sprache wie an der Kaaba in Mekka. Vor etwa zweihundert Jahren brachte ein Prophet — Tsching-Tschang — den mohammedanischen Glauben hierher, und man muß staunen, wie sich bei den geringen Beziehungen mit Arabien die arabische Schrift und Sprache unter den bezopften Moslems erhalten konnte.

Die Religion der Mohammedaner lebt in Millionen von Menschenseelen, und die Lehre des Propheten von Gottes allesdurchwaltendem Willen gießt über das innere und äußere Leben des Moslems unendlich viel Licht. Und lange noch wird von den Minaretten des Muezzins Ruf erschallen: „lā ilāha illa-llāh!“

Buchstabenrätsel

Mit „h“ tun's zierlich und behende
Oft emsig fleiß'ge Frauenhände,
Wenn sie nichts Besseres zu schaffen haben,
Und machen draus Geburtstagsgaben.

Mit „r“ tun Faule es beflissen
Gar gern in ihrem weichen Kissen
Und auch auf Bänken und auf Stühlen,
Wenn Unlust sie zur Arbeit fühlen.

Mit „m“ besorgen's oft und gerne
Die Besserwisser nah und ferne;
Auch Unzufriedne, denen niemand mag
Was recht zu tun bei Nacht und Tag.

Auflösung folgt am Schluß des nächsten Bandes.

Den Weg zurück

Erzählung von E. Krafft

Man saß nach dem Abendessen im Gesellschaftszimmer der Pension Lassen in Berlin, plauderte und musizierte.

Rhena Mellenthin sang zum erstenmal wieder nach ihrer schweren Krankheit. Lächelten die Leute? — Schauten sie sich nicht bedeutsam an?

Oh, diese müde Stimme! Das tiefe, mühsame Atemholen! Die Künstlerin sang das Lied, um das man sie gebeten, nicht zu Ende, begann ein andres und führte es auch nicht durch. In nervöser Hast suchte sie in den Noten und griff davon ein Blatt auf. Wie kam das hieher? Wie lange hatte sie das Lied nicht mehr gesungen?

„O fänd' ich doch den Weg zurück,
Zurück den Weg ins Kinderland ..."

Sie erinnerte sich der halbvergessenen Melodie. Dann sang Rhena Mellenthin, die einst so bewunderte Künstlerin, sang das schlichte Lied. Sie vergaß, daß ihre Stimme nicht mehr wie einst klang, vergaß den Brief des Direktors, der sie brotlos für den Winter machte. Mit halbgeschlossenen Augen sang sie das alte Lied und fühlte keine Bitterkeit darüber, was man über den Gesang dachte. Ihre Seele durchrieselte es wunderzart, als taste eine Kinderhand über ihr Herz. Eine kleine, zärtliche Kinderhand.

Das Lied war aus. Noch ein paar Sekunden saß sie still am Flügel, immer noch in sich hineinhorchend. Dann stand sie auf, schritt an plaudernden Menschen vorbei und verließ das Zimmer.

Jemand sagte: „Die Stimme klang nicht mehr wie früher. Für die Bühne reicht die Kraft nicht mehr. Arme Frau."

Rhena Mellenthin schritt über die Diele in ihr Zimmer und wunderte sich, weil Licht den Raum erhellte.

Die Inhaberin der Fremdenpension, Frau Major Lassen, stand mit einem der Mädchen vor dem breiten Diwan, auf dem frisch bezogene Betten lagen. Vor dem verwundert fragenden Blick der Künstlerin zuckte sie leicht bedauernd die Schultern.

„Es blieb mir nichts andres übrig, Frau Mellenthin. Ich wollte Sie beim Gesang nicht stören, sonst hätte ich es Ihnen vorher gesagt. Sie müssen diese Nacht Ihr Zimmer mit einer Dame teilen, die sich telegraphisch angemeldet hat. Es ist sonst nichts mehr frei, mir blieb nur noch der Diwan hier, der ja weit genug von Ihrem Bett da drüben steht."

Rhena Mellenthin wollte sich gegen den ihr aufgedrungenen Gast wehren, aber die Majorin beharrte auf ihrem Willen.

Die Dame käme auf Empfehlung einer ihr nahestehenden Familie und müsse unbedingt untergebracht werden. Sie ließ durchblicken, daß Rhena Mellenthin seit zwei Monaten keine Miete bezahlt habe, sie möge verzeihen, müsse aber begreifen, daß da nicht viel Umstände gemacht werden könnten.

Rhena begriff und schwieg. Ja, sie konnte nicht zahlen, da sie krank gewesen war, würde von ihrem Schmuck verkaufen müssen, um es künftig zu können. Beim Theater fand sie kein Brot mehr. Das war ihr vorhin klar geworden. Vielleicht fand sie Verdienst bei einer Filmgesellschaft. Sonst bot sich ihr keine Aussicht mehr.

Die Majorin war gegangen. Rhena sah ihr bleiches Gesicht im Spiegel, sah durch das Goldbraun der gefärbten Haare weiße Fäden leuchten und sah noch mehr. Hager war sie geworden, gealtert während der Krank-

heit, aber noch nicht häßlich. Flüchtig erinnerte sie sich an das Geständnis des Rechtsanwalts, als sie seinen Rat erbeten, an den Besuch eines andern, der ihr heute Chrysanthemen gebracht. . . .

Ihr Name, ihr Ruhm war verblaßt. Noch war sie wohl nicht ganz unfähig, das Leben zu meistern.

Wer wußte von jener Zeit ihres kurzen Frauentums, ihrer Mutterschaft fern in den Bergen des Badener Landes, aus dem sie vor achtzehn Jahren geflohen war. Zurück zur Kunst . . .

Keiner! Und die ihr damals nahe gestanden, hatten es vergessen in so langer Zeit.

Langsam wandte sie sich vom Spiegel ab, löschte das Licht der Stehlampe über dem für eine Fremde zum Bett hergerichteten Diwan und begann sich auszukleiden.

Schlafen, vergessen wollte sie. Auf Wind und Regen nicht achten, der gegen das Fenster schlug, auch auf die Fremde nicht, die wohl bald kommen würde. Gut war es, daß der japanische Schirm vor ihrem Bett stand, daß sie durch den Spalt sehen konnte, ohne bemerkt zu werden. Ach, Ruhe fand sie wohl nicht in dieser Nacht, in so trüber Stimmung mit dem wehen Nachklang eines alten Liedes in der gequälten Seele.

„O wüßt' ich doch den Weg zurück . . ."

Sie fand keinen. Das Land des Friedens war für sie versunken.

Rhena lag und schlief nicht. Sie wartete auf das Öffnen der Tür, auf fremde Schritte.

Draußen stürmte es immer schlimmer. Der Sturm brauste; drüben am Platz rauschte der Regen in den Bäumen. Zwölfmal schlug die Uhr auf dem Kamin, als die Tür aufging und jemand von der Majorin ins Zimmer geleitet wurde.

Rasches, erklärendes Flüstern, ein kurzes „Danke", dann schloß sich die Tür wieder, und es blieb eine Weile ganz still.

Das Licht über dem Diwan hatte die Majorin noch eingeschaltet, ehe sie gegangen war.

Warum rührte sich die Fremde nicht?

Rhena richtete sich in ihrem Kissen auf und spähte durch eine Spalte des Bettschirms. Neben einem kleinen Lederköfferchen stand ein junges Mädel mit großen, etwas bangen Augen und öffnete die Knöpfe ihres Mantels. Nun legte sie die nasse Hülle über einen Stuhl, ein Hütchen daneben. Was war das? — Weinte die Kleine?

Rhena richtete sich weiter auf. Nein, es waren anscheinend doch nur Regentropfen, die das junge Ding im Gesicht trocknete.

Rhena konnte nicht mehr schweigen. In die Stille hinein rief sie: „Guten Abend!" schob den Bettschirm ein wenig fort und hob die Hand. „Sie brauchen sich nicht zu fürchten, kleines Mädchen, ich tue Ihnen nichts."

Die Kinderaugen wurden noch dunkler und größer. Aber es glitt doch wie ein befreiendes Lächeln um den jungen Mund, als sie hörte, wer hinter dem Schirm lag. Sie konnte ein paar Schritte vorwärts tun, der Frauenhand entgegen.

„Guten Abend! Ich fürchte mich gar nicht! Nun wenigstens nicht mehr."

Da stand nun das kleine, fremde Mädchen ganz am Bett.

„Verzeihen Sie, ach, verzeihen Sie, daß ich Sie so mitten in der Nacht störte. Aber ich wußte keine andre Adresse in Berlin, und das Telegramm hat meine Freundin aufgegeben, die einzige, die von meiner Reise wußte. Und der Zug hatte soviel Verspätung, es regnete so

schrecklich, und ... und ... ich hatte mir alles ganz anders gedacht ..."

„Was denn?" fragte Rhena.

Die Kleine zögerte. Dann aber trat sie doch näher heran und lachte, wie eben nur so junge Menschen lachen können. Unvermittelt sagte sie: „Ich bin durchgebrannt! Alle glauben, ich sei zur Tante Friederike. Bloß Suse weiß es. Die hat hier einmal mit ihrer Mama gewohnt. Und sie schwärmt auch so wie ich fürs Theater."

Rhena betrachtete die dunklen Augen, den kecken Mund und wußte nichts zu sagen.

Die Kleine plauderte weiter.

„Ich bin fort von daheim, will zur Bühne. Ich habe Adressen von Leuten, die mir sicher weiterhelfen. Und Geld habe ich auch."

Eine Weile blieb es still. Das Mädel hatte sich ein Jäckchen geholt, sich die Zöpfe aufgesteckt, begann das Haar zu bürsten und lächelte vertraut zu Rhena hinüber.

Die fragte nun doch: „Wo kommen Sie denn her? Wie heißen Sie?"

„Verzeihen Sie! Das habe ich vom Vater, daß ich immer das Wichtigste vergesse. Lore heiß' ich, Eleonore. Aber so ruft mich niemand in Lindau. Lore Heß. Aber das dürfen Sie andern nicht sagen, bitte, es soll niemand erfahren, wo ich bin."

Da Rhena schwieg, schämte sich Lore nun doch ein wenig und wagte nicht mehr nach dem blassen Gesicht hinüberzusehen. Hastig zog sie sich aus, flüsterte verlegen „Gute Nacht" und hüllte sich fröstelnd in die kühlen Betten.

Rhena lag mit geschlossenen Augen und betrachtete das Kindergesicht. Immer kleiner wurde es, immer winziger, bis es gleich einer Rosenknospe an ihrer Brust lag. Waren es sechs, waren es acht Monate gewesen, oder

noch mehr? Sie wußte es nicht mehr genau. Zuviel lag dahinter, eine große, bunte Welt des Scheins.

An eine kleine Stadt mit alten Festungsmauern rundum erinnerte sie sich, an ein weißes, kleines Haus in einem großen Garten mit Obstbäumen, Rosenbüschen und einer weinumwucherten Laube. Und an einen Mann ... Das Bild war am deutlichsten und die Erinnerung an ihn am wehesten. Ein großer, wortkarger Mann, für den sie nur allein singen sollte, wenn der Abend kam, für den sie nur allein leben sollte, nachdem sie fünf Jahre Künstlerin gewesen und für tausend andre Tag für Tag gesungen. Hart war dieser Mann und konnte dennoch knien in stiller Stunde und den Kopf in Frauenhände legen. Knien auch vor der Wiege, in dem das kleine Geschöpf träumte, das doch nicht stark genug gewesen, die Mutter festzuhalten, das so viele Opfer verlangte, die man nicht erfüllen konnte, weil die Liebe zur Kunst stärker war.

Und heute? —

War es Zufall, war es des Schicksals unergründliches Fügen, das ihr das Kind, das sie um der Kunst willen verlassen, ins Zimmer wehte? — In ihres Lebens dunkelster Stunde ein unerwartet Licht?

Rhena konnte wieder ruhiger denken, lag nicht mehr starr und wie zerschlagen von der Gewißheit so großen Geschehens. Sie hob sich in dem Kissen, spähte zu dem Mädchen hinüber, das im Schein der Lampe genau so schwarzbraunes Haar umrahmte, wie es der Mann gehabt, den sie einst geliebt und doch verlassen hatte.

Nun stand sie nahe vor dem Mädchen. Es schlief.

Fast spürte sie den gesunden, frischen Atem, wagte aber nicht, sich tiefer über die Schlafende zu beugen.

Mit Gewalt hielt sie sich von dem jungen Mund zurück,

der einst im ersten Lallen den Mutternamen ausgesprochen, löschte das Licht und schlich erschauernd im Dunkel zurück.

Die Nacht war endlos lang.

Als der graue, herbstliche Morgen dämmerte, schrak Rhena einmal zusammen.

Wer rief da? —

Niemand. Das müde Kind schlief noch.

Als es erwachte, kam Rhena im Morgenkleid herein und neigte den Kopf zum Gruß.

Die Kleine war verlegen, empfand es wohltuend, daß die fremde, schöne Frau während des Ankleidens aus dem Zimmer gegangen war.

Dann saß Lore im Speisezimmer an einem großen Tisch mit andern Menschen und wußte nichts zu sagen. Mußte nur immer die unbekannte Frau anschauen, die ihr gegenübersaß, die nach dem Frühstück sogar den Arm um sie legte und sie in einen Raum führte, wo ein Flügel stand.

Dann sagte die blonde Frau: „Sie kleines, unternehmungslustiges Mädchen, erzählen Sie mir, warum Sie daheim fortgingen und was Sie sich vom ‚Theater' vorstellen. Ich kann Ihnen vielleicht helfen, denn ich bin vom Theater."

Lore saß zitternd vor Glück vor Rhena Mellenthin. Als sie zu erzählen begann, konnte sie das schöne Gesicht nicht mehr sehen, so tief senkte sich das helle Frauenhaupt hernieder.

Und Lore plauderte über das Kleinstadtleben, die mutterlose Kindheit und die große Sehnsucht nach unbekannten Fernen und Sternen. Ihre Wangen glühten, als sie ihre Liebe zur Musik gestand. Dann erzählte sie von dem ernsten, wortkargen Vater, der trotz seiner großen

Güte so streng gegen diese Liebe eiferte und ihr nicht einmal erlauben wollte, daß sie im Bürgerverein Theater spielte wie die Freundinnen. Ja, darum mußte sie fort! Sie hielt es sonst nicht mehr aus, erstickte sonst an dieser unbefriedigten Sehnsucht.

Rhena Mellenthin saß still da und hörte zu.

„Halte sie fest!" rief es in ihr, „Gott hat dir vielleicht dein Kind geschickt, damit der Vater nicht das Beste und Kostbarste in der jungen Seele zerbrach, was sich da klären und formen wollte. Du kannst ihr Türen öffnen zur Bühne und zum Werden, neu aufblühen soll die Kunst aus ihrem Blut. Es ist mein Kind, meine Tochter ist es ganz allein."

Mit zitternden Händen öffnete Rhena Mellenthin den Flügel.

„Singen Sie ein Lied."

Lore erschrak.

„Meine Noten sind noch in dem großen Koffer auf der Bahn, der zu Suses Onkel in die Wohnung geschickt werden soll, der mich protegiert. Lieb ist dieser Onkel. Einmal habe ich ihn nur gesehen, als er in Lindau war. Nun will er für mich sorgen, und wohnen darf ich auch bei ihm, hat er geschrieben."

Rhena suchte nach Noten und sah dabei in das junge, heiße Gesicht; dumpfquälende Unruhe durchströmte ihr Herz. War das nicht Furcht, nicht Grauen?

„Singen Sie, bitte," sagte sie noch einmal.

Lore blätterte in den Noten und zog eines der Lieder heraus.

„Das kann ich vielleicht. Als Großmutter noch lebte, sang sie es manchmal."

Rhena begann zu spielen, hielt die Augen halb geschlossen. Nein! Sie wollte nicht daran denken, nichts

sehen von den trüben Bildern eines Lebens voll Kampf, Versuchungen und Lastern, die drohend vor ihrer Seele aufstiegen.

Nun sang Lore, mit einer bangen, unfertigen Stimme. Nein, sie sang nicht so, wie sie selber einst gesungen und Herzen bezwungen hatte.

„O fänd' ich doch den Weg zurück,
Zurück den Weg ins Kinderland ..."

Als es wieder still geworden, ruhten die blassen Hände der blonden Frau immer noch auf den Tasten.

Dunkle, ängstlich fragende Blicke forschten in dem Antlitz der Künstlerin. Es dauerte eine Weile, bis Rhena die Hand zart und scheu zu ihrem Kinde hob.

„Ganz hübsch, kleines Mädchen. Aber fürs Theater reicht's nicht. Nein! Großmutter hat dies Lied gesungen? Lebt sie nicht mehr? Nein! — Schade! Wer ist denn nun beim Vater?"

Lore war blaß geworden. Ihre Stimme war nichts? Und alle hatten doch immer gesagt, es wäre schade um so ein großes Talent.

„Wer beim Vater ist? — Minna!"

„Wer ist das?"

„Unser Mädchen. Und dann ist auch Heinemann noch da, der Gärtner, und seine Frau, die auch manchmal mit im Haus hilft. Vater braucht mich nicht, das müssen Sie nicht glauben. Ach, er ist so seltsam, hat nirgends Ruhe an einem Ort. Wenn wir im Sommer ein paar Wochen an die See gingen, und es war schön und amüsant, dann mochte er auf einmal nicht mehr bleiben und wollte keine Menschen mehr sehen."

Rhena lauschte, ihr war als höre sie alte Bäume rauschen mit fruchtschweren Zweigen. Sie würde nie den Weg zu diesen Bäumen wiederfinden! Aber dies Kind,

dieses mutterlose Kind, das Blut von ihrem Blute war, sollte es auch fern der Heimat und des gesicherten Glückes leben, um das große Scheinglück zu kosten, das ein Sturm in einer Stunde verwehen konnte?

Lore hob erschrocken den Kopf.

„Ist Ihnen nicht gut?" fragte sie, unwillkürlich zugreifend, als sie das Zucken sah in dem blassen Gesicht.

„Doch ... danke," sagte Rhena mühsam. Und doch lag ihr Kopf für einen Augenblick schwach an der jungen Schulter. „Kind ..." sagte sie flüsternd, „geh' heim und hab' die Bäume lieb in euerm Garten. Die alten, starken Bäume und die Blumen, die dein Vater pflegt, und die Freunde, die deinen Liedern lauschen, und das Leben in deiner kleinen Stadt, bis eines Tages vielleicht doch ein unverhofftes Glück die alten Mauern streift. Kind, geh' den Weg zurück, wenn du gut bleiben willst und rein!"

Lore saß wie gebannt, so gütig hatte die fremde Frau zu ihr gesprochen. Weder Vater noch Großmutter, weder Suse noch Tante Friederike hatten so mit ihr geredet. Sie wollte weinen und hätte doch lachen mögen, konnte aber nicht einmal die Lippen recht bewegen. Ja, sie wollte wieder heim, ehe Vater sich sorgen konnte, denn er war auf einer Geschäftsreise. Sie würde Suse viel erzählen können und sich ein Bild kaufen von der Frau vom Theater. Sie würde irgendwo ein Bild bekommen, wenn sie hier in der Pension fragte, wie sie hieß.

Noch einen Tag blieb Lore in Berlin. Immer mit der Rhena Mellenthin zusammen. Abends ging sie mit ihr ins Opernhaus, hörte, sah und mußte weinen, empfand Heimweh, Sehnsucht, irgendwohin zu gehen, irgendwohin, ziellos ins Weite, unermeßlich Ferne. Was die blonde Frau vom Theater erzählte, daran hatte sie nie gedacht. Nur immer das Leuchten gesehen, den Ruhm. Nun aber

sprach die große Künstlerin fast so, als ob sie sich selber sehne nach so einer kleinen Stadt, als ob dort das reine Paradies sei gegen Theaterluft und nichtigen Bühnenflitter. Da fiel es nicht so schwer, wieder heimzureisen und vernünftig zu bleiben, wie sie der neuen Freundin versprochen.

Rhena stand in Pelz und Schleier auf dem Bahnsteig. Mit umflorten Augen hielt sie die Hand Lores zum Abschied umfaßt.

Lore schwärmte für Rhena Mellenthin, trug ein Bild von ihr in der Reisetasche, das ihr die Majorin verschafft, wofür sie ihr einen Korb Äpfel versprochen hatte aus Vaters Garten.

Nun pfiff die Lokomotive, und Rhena drückte zum letztenmal die Hand des jungen Mädchens.

Leidenschaftliches Winken mit dem Tüchlein — und alles verschwand in Dunst und Rauch.

Rhena Mellenthin schritt durch die Straßen zurück, als schmerze sie jede Bewegung. Das Schicksal hatte ihr leeres Leben wieder reich machen wollen. Nur festhalten hätte sie müssen, den Kampf mit dem Mann aufnehmen, von dem ihr Kind geflohen war. Aber da war es auf einmal anders gekommen, nicht allein durch das alte Lied, nein, durch geheimnisvolle Kräfte, die über ihr einsames Herz Macht gewonnen mit Urgewalt. Die Mutterliebe! Alt war sie geworden. Vor ihrem Kind hätte sie sich das goldbraune Haar herabreißen mögen und sagen: „Sieh' her, es ist nicht echt, wäre grau, wenn Kunst nicht immer wieder daran färbte, wäre so grau wie das Haar deines Vaters, von dem ich einst fortlief wie du.“ Aber das wollte sie nicht. Immer wieder hatte sie gemahnt: „Geh' wieder heim! Du weißt noch den Weg zurück.“

Keiner würde je erfahren, daß Rhena Mellenthin gestern und heute die schwersten Tage ihres Lebens durchlitten.

Die Äpfel waren reif, die Birnen und die späten Pflaumen. Das Weinlaub an der alten Gartenlaube prangte rot, die Astern strahlten Sternen gleich am Wege, und drüben jenseits der Wallmauer standen die Stoppelfelder voll blaßblauer, kleiner Blumen, die nach dem Sichelschlag sich wieder ins Leben wagten.

Robert Heß schritt über die Felder von der Fabrik heim. Das braune Gesicht voll Herbheit, in den Augen ein stählern Schimmern, das selten schwand.

Als er drüben auf dem schmalen Wiesenwege ein helles Kleid sah, war die Härte beinahe geschwunden.

Lore bückte sich, pflückte bunte Blumen und gab sie dem Vater.

„Du bliebst heute lang! Grade heute, wo ich so Wichtiges mit dir sprechen möchte."

„Was gibt es denn so Wichtiges?"

„Bleib' stehen, Vater. Nicht wahr, du hast doch gesagt, ich dürfe mir zu meinem Geburtstag diesmal was ganz besonders Schönes wünschen?"

Er lächelte erwartungsvoll.

„Ja. Sprich deine Wünsche nur aus. Sie werden wohl nicht zu kostspielig sein."

„Du sollst mir einen Brief schreiben, jemand einladen zu meinem Geburtstag, aber für wenigstens vierzehn Tage. Mein ersehnter Gast will nicht kommen, ich schrieb schon ein dutzendmal, und bekam kaum eine Karte mit Schreibmaschinenschrift. Es ist eine berühmte Frau. Ich lernte sie unterwegs kennen, als ich zu Tante Friederike reiste und das Pech hatte, mit dem falschen Zug und der Verspätung, und festsaß auf einer fremden Station."

Robert Heß wollte weitergehen, aber Lore hielt ihn fest. Sie schien ungewohnt erregt.

„Sie kommt sicher nicht, weil bloß ich ihr immer geschrieben habe. Nun mußt du sie einladen. Wart', ich zeige dir ihr Bild. Wenn du das siehst, schreibst du gewiß."

Lore zupfte an ihrer Bluse und holte eine kleine Photographie aus dem Ausschnitt. Ängstlich sah sie den Vater an. „Es ist der einzige und größte Wunsch, den ich habe, Vater!"

Damit hielt sie ihm das Bild Rhena Mellenthins hin.

Taumelte er? — Nein, er stand fest. Es war nur ein Ruck gewesen, so als ob sich Feld und Wiese vor seinem Blick drehe.

Lore schaute den Vater an und begriff nichts. Ihre Hand, die das schöne Bild hielt, sank herab.

„Was ist denn, Vater?"

Er schritt rasch weiter, als käme jemand hinter ihm her, den er nicht sehen wollte, der ihn nicht einholen dürfe.

Lore folgte langsam, wagte nicht, den Vater wieder anzureden.

Im Garten, kurz vor der Veranda am Hause, sagte sie: „Du mußt mir antworten. Gefällt dir das Bild nicht? Hast du wieder Angst vor Besuch? Diese Frau ist ganz anders wie alle. Ich liebe sie, sehne mich nach ihr."

Da blieb der Vater stehen.

„Was weißt du von ihr? — Ich habe sie einmal gekannt. Sie darf dich nie besuchen. Niemals!"

„Dann laufe ich fort und besuche sie."

„Was weißt du von ihr, Lore?"

„Ich habe sie nur einmal gesehen, und sie war gut zu mir. Sie ist Sängerin am Theater, aber durch eine schwere Krankheit hat sie ihre Stimme verloren. Ach, und so blaß und leidend sieht sie aus, zum Erbarmen, Vater. Da

dachte ich, hoffte ich, sie könnte sich hier bei uns erholen. Garten und Wald ist doch da, und soviel Platz im Haus, und immer ist man allein, immer sehnt man sich. Sei doch gut, Vater, überlege es dir noch, schenk' mir doch diesen Besuch zum Geburtstag."

Robert Heß ging ins Haus, ohne ein Wort zu sprechen. Lore sah ihm nach; ihre Augen füllten sich mit Tränen. So war der Vater noch nie gewesen. Er kannte Rhena Mellenthin und wollte sie nicht sehen. Warum? — Lore lief ruhelos durch Haus und Garten, dachte nach und fand keinen Grund dafür.

Der Vater ließ sich nicht sehen. Ihn zu suchen und zu fragen wagte sie nicht. Da war es wohl das beste, sie schrieb einen Brief an Rhena Mellenthin und fragte sie, warum sich der Vater beim Anblick ihres Bildes so erregt habe, und ob das nicht wieder gutgemacht werden könnte. Sie wollte sie doch so gern wiedersehen.

Die Antwort auf diesen langen Brief ging an Robert Heß.

Er las einmal, zweimal und zum drittenmal, ehe er alles recht begriff, las von der Flucht seines Kindes, das ein Zufall zu ihr, der Mutter, geführt, ohne daß Lore es gewußt und je erfahren würde, wenn er es nicht wolle. Zum Theater wollte Lore und sei gottlob zur rechten Zeit umgekehrt, den Weg zurück, den Rhena nie gefunden. Nun bat sie den Vater herzlich, er möge nicht zu hart sein mit dem Kind, nicht so hart wie einst zur Mutter, die vielleicht durch Güte und Verstehen auch geblieben wäre in der unbedachten Zeit junger Leidenschaft, denn nichts könne einen Menschen, und stünde Haß und Leid, Zorn und Streit am Wege, leichter zwingen und besiegen, als Liebe, verstehende, verzeihende und, täte es not, auch entsagende Liebe.

Robert Heß schlief in dieser Nacht nicht.

Am zweiten Tag reiste er fort. Niemand erfuhr, wohin. So wortkarg und seltsam war Robert Heß lange nicht gewesen, wie in den letzten Stunden vor dieser Reise.

Lore war unglücklich. Sie wagte keinen Menschen zu ihrem Geburtstag einzuladen. Antwort von Rhena Mellenthin traf auch nicht ein. Und dazu alle Tage dies goldene Herbstlicht, ein wundervolles letztes Glühen und Blühen ringsum, das die ziellose Sehnsucht noch schmerzhafter steigerte.

Dann kam ein Telegramm vom Vater, das unterwegs aufgegeben zu sein schien, und sein Kommen am Geburtstagsmorgen ankündigte. Man solle ihm das Auto bis Freiburg entgegenschicken, in ein bestimmtes Hotel.

Als der Führer im Morgengrauen des kühlen Oktobertages den Wagen ankurbelte, stand Lore vor ihm und setzte sich in die Lederpolster. Sie wollte den Vater abholen.

Als sie in Freiburg ankam und den Vater sah, hätte sie ihn beinahe nicht erkannt.

Er stand auf der Diele vor seinem Hotelzimmer, als ihm das Auto gemeldet wurde, und schaute verdutzt drein, als ihm gleich darauf seine Tochter um den Hals fiel. Und er schalt sie gar nicht. Strahlte über das ganze braune Gesicht, wie Lore ihn noch nie gesehen, und sagte: „Da bist du ja schon, du Sausewind! Du konntest gewiß die Zeit bis zur Geburtstagsbescherung nicht abwarten?"

Lore kam aus dem Staunen nicht heraus, so verändert war des Vaters Wesen. Beinahe verlegen schien er. Ja, sie konnte es nicht begreifen, aber es war so, er sah jünger aus. Er klopfte an eine der weißen Türen und drängte Lore, als sie offen war, hindurch.

„Da ist dein Geburtstagsgeschenk, Kind."

Es war still in dem schnell geschlossenen Raum. Am Fenster stand Rhena Mellenthin. Nein, sie war es wohl doch nicht. Denn das blonde Haar war Silber geworden, aber sie sah nun noch schöner aus wie vorher. Sie stand da mit ausgestreckter Hand, lächelte und in den Augen standen Tränen.

Lore drückte das Gesicht in die ausgestreckte Hand. Denn der Vater hatte eben etwas gesagt, was sie nicht mit offenen Augen vertrug.

„Ich schenke dir deine Mutter wieder, die uns einst das Leben fortnahm, Kind. Nicht der Tod, wie du glaubtest, nur das wilde, unergründliche Leben."

Rhena Mellenthin vergaß ihren Mädchennamen, vergaß Kunst, Ruhm und die Not der letzten schweren Zeit. Ihre Hand umtastete den dunkellockigen Kopf, zog ihn zu sich heran, behutsam, bis er an ihrem Herzen lag.

„Nun sollst du dich nie mehr sehnen, Kind."

Sie fühlte einen jungen, zuckenden Mund auf ihren Lippen, und hielt im Glück erschauernd still.

„Den Weg zurück ..." Oh, dreimal selig, wer ihn zur rechten Zeit gefunden.

Silbenrätsel

Aus nachstehenden Silben a, a, a, a, ad, as, be, bo, bu, cha, da, de, de, dis, do, e, e, en, fer, ga, gar, ge, i, in, jew, kie, ko, kung, la, la, la, la, land, laz, le, le, li, lus, muts, mus, na, ni, ni, ni, ni, nu, ra, re, rett, ri, ri, ro, ryb, rus, schen, se, se, si, si, si, so, sow, ta, ta, tan, tar, to, tor, thu, uh, um, um, us, va, van, vant, verb, vil, wei, wisch, za, zel, zer sind vierundzwanzig Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben ein Zitat von Claudius ergeben.

1. Stadt in Spanien, 2. grammatische Bezeichnung, 3. Antilopenart, 4. Hebewerk, 5. Stadt in Rußland, 6. Schillersche Dramengestalt, 7. gefährliche Meerenge, 8. mythologische Leidensgestalt, 9. Marschsicherung, 10. Neapolitaner, 11 Arbeitsraum, 12. christliche Botschaft, 13. Ständchen, 14. Baum, 15. Meerbusen, 16. weiblicher Vorname, 17. Perserkönig, 18. Dichter, 19. indischer Gott, 20. Begeisternng, 21. Holzmosaik, 22. Abgabe, 23. mythologische Tiergestalt, 24. Möbelstück.

Auflösung folgt am Schluß des nächsten Bandes

Die Feste Koburg, ein deutsches Kulturdenkmal

Von Emil Herold / Mit 2 Bildern

Die hundertsechsundsechzig Meter über der Stadt Koburg gelegene Feste, „der Franken Krone" genannt, beherrscht die ganze Gegend. Sie bietet das Bild einer kleinen Stadt. Die Wartburg, das Palladium Thüringens, kennt man in aller Welt; aber auch die Feste Koburg ist eine geschichtlich hochbedeutsame Stätte, die allgemein höhere Schätzung verdient. In vielen Jahrhunderten ist daran gebaut worden und in ihren Burghäusern und Türmen spiegeln sich die großen Entwicklungen, die unser Vaterland durchlaufen hat. Auf dem Hügel wird ursprünglich zur altgermanischen Zeit eine Stätte gewesen sein, an der in unruhigen Tagen die Menschen Zuflucht suchten. Vielleicht geben die beim jüngsten Umbau der Feste auf der in das Itztal vorspringenden Bergnase gefundenen Tonscherben Aufschluß über die Art einer Siedlung in vormittelalterlicher Vergangenheit. Dunkel und verworren ist die Urgeschichte. Urkundlich kommt der Name zuerst im elften Jahrhundert vor; bis dahin gehörten die koburgischen Lande zum östlichen Franken und in Sprache, Art und Sitte haben sie bis auf den heutigen Tag fränkischen Charakter bewahrt, wenn auch manches Thüringische damit verquickt ist. Ein gewaltiger Bergfried schützte einst die Mark, in seiner unmittelbaren Nähe krönte eine Petrus und Paulus geweihte Kirche den Berg. Romanisch geformte Fenster, Pfeiler und Kapitelle zeugen von einstiger Ritterzeit, Spitzbogen und gotisches Maßwerk von den Zeiten, da Städte und Bürgertum, Handwerk und Handel blühten. Kräftige Formen der Renaissance und das Fachwerkgefüge des doppelgiebligen „Fürstenbaues", das wohl noch aus dem sechzehnten



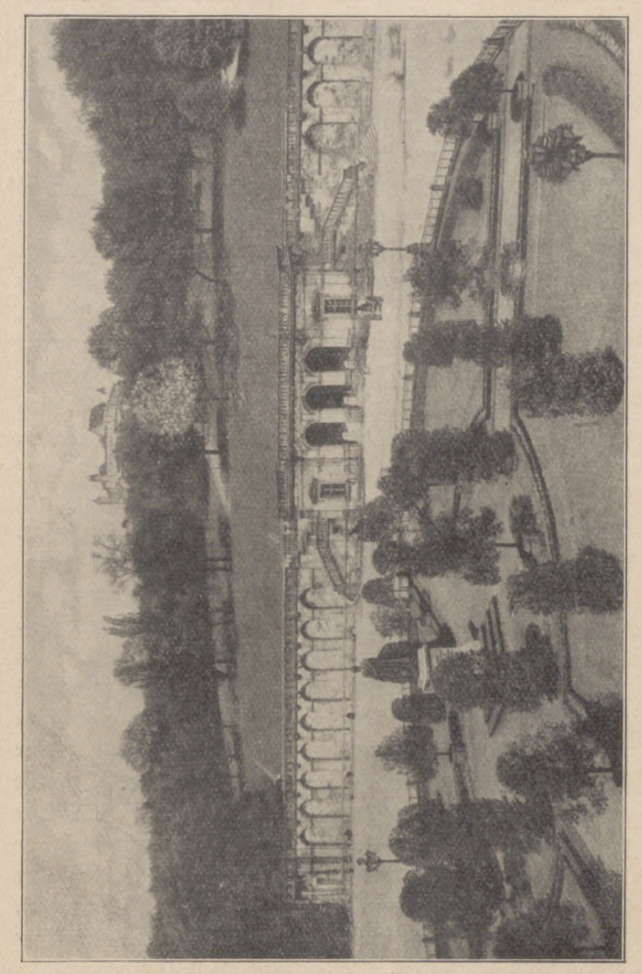
Ein deutsches Kulturdenkmal: Die Feste Koburg, die nach jahrzehntelanger Bautätigkeit wieder hergestellt worden ist.

Jahrhundert stammt, bieten einen eigenartigen Gegensatz zu den übrigen Befestigungsbauten. Das Charakteristische der Feste stammt aus der Bautätigkeit der Gotik: das in seinen Ausmaßen wuchtige und in den Verhältnissen dennoch überaus schöne „hohe Haus" erstand; der Fürstenbau wurde nach einem Brand in Fachwerk neu aufgeführt und zuletzt die Ringmauer durch neun Rundtürme verstärkt. Um Fünfzehnhundert war die Feste eine gewaltige Burganlage, die, am äußeren Bild wenig verändert, heute noch stark auf den Beschauer wirkt.

Im April des Jahres 1530 kam Martin Luther auf der Feste an, wo er sechs Monate lebte. Wenn es um die Wartburg klingt wie Harfentöne, wie Minnesang von Liebes Leid und Lust, so tönt um die Feste Koburg ein tieferer Klang: „Ein' feste Burg ist unser Gott", das Trutzlied des Glaubens, das Luther hier gedichtet hat.

Während der Renaissance verlor die Feste den Charakter einer Residenz und wurde ein gesicherter Waffenplatz, wodurch sich ihr Äußeres weiter veränderte. Die hohe Bastei, der monumentalste Teil der Feste, wurde aufgeführt, vor den Mauern zu beiden Seiten des Eingangstores und der Zugbrücke erstanden zwei starke Basteien; Mauern, Wälle und Gräben wurden erneuert, ein zweiter Aufgang zur Burg durch einen Tunnel neu angelegt und ein vierter Mauerring um das Ganze gezogen. So verstärkt und gut ausgerüstet, widerstand 1632 die Feste siegreich der Belagerung und dem Ansturm Wallensteins mit seinen Generälen Isolani und Terzky. Durch die Kugel einer Feldschlange, die von der Feste herab auf Wallenstein gerichtet wurde, als er mit Dragonern inspizieren wollte, hätte er beinahe das Leben verloren.

General Lamboy belagerte nach Wallenstein zum zweitenmal die Feste. Durch Verrat mit einem gefälschten Brief



Die Hofgartenarkaden der Feste Koburg, im Hintergrund die Burg.

des Herzogs kam sie 1636 in die Hände der Kaiserlichen. — Nun kam eine traurige Zeit. Die Feste begann allmäh-

lich immer mehr zu verfallen. Seit der Entwicklung der Feuerwaffen und der veränderten Art der Kriegführung legte man kein großes Gewicht mehr auf die Anlagen. Zum letztenmal setzte man die Festung während des Siebenjährigen Krieges in Verteidigungszustand. Schließlich wurde sie Zuchthaus und Anstalt für Geisteskranke.

Nach der Zeit der tiefsten Erniedrigung unseres Vaterlandes, mit dem Wiedererwachen des geschichtlichen Sinnes in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts, mit der Begeisterung für ein einiges Deutschland, begann für die altehrwürdige Feste Koburg eine neue Zeit. Die Burg war „einem Steinbruch ähnlich geworden", nun sollte sie durch Herzog Ernst I. von Koburg nach Plänen von Heideloff und anderen Männern wiederhergestellt werden. Der Nachfolger des Herzogs setzte das Werk fort, und so erhielt um die Mitte des vorigen Jahrhunderts die Feste wieder ein stattliches Aussehen.

Im Jahre 1909 begann unter Leitung des Burgenkenners Bodo Ebhardt die gründliche Restaurierung des monumentalen Bauwerkes, die nun ihren Abschluß gefunden hat. Nach sechsundzwanzigjähriger Bauzeit, am 7. September 1924, feierte man auf der Koburg ihre Wiederherstellung. Nun besitzt das deutsche Volk ein Kulturdenkmal mehr, das sich getrost neben die Wartburg, Nürnberg, Rothenburg und andere stellen kann. Reich sind die Museumssammlungen der Koburg. Aber auch die Mächtigkeit der Anlage und der wundervolle Liebreiz der Lage wird viele Reisende und Wanderer anziehen, liegt die Feste doch in einem anmutigen Erdenwinkel, von dem Jean Paul schwärmerisch schrieb, er sei aus vier und fünf Paradiesen geschaffen. Wer einmal oben auf dem Wallweg um die Feste herumgewandert ist, oder wer gar ein paar Tage in dem dicht bei der Feste idyllisch gelegenen

„Festungshof" verbringen durfte, der wird Erinnerungen mit heimnehmen, die dauernd in der Seele leben. Ein Gang in der Morgensonne oder im Abendschein gehört zu den tiefsten Eindrücken, die man von fränkischer Landschaft gewinnen kann. Nach Norden erschaut man die ernsten Thüringer Waldberge. Im Tal liegt die Stadt, in Bäume gebettet. Kein Lärm dringt in den tiefen Frieden herauf. Es ist so still wie in einem großen Wald. Weit schweift der Blick nach Westen und Süden über zahllose Bergkuppen, über Schloß Callenberg, das in blendender Helle aus dem Grün herausragt, über die mächtigen Römhilder Basaltberge bis hinüber zu den Kuppen der Rhön. Vom Main und den Türmen der alten Wallfahrtstätte Vierzehnheiligen klingen die Glocken herüber, im Hintergrund ragt der Berg des „heiligen Veit von Staffelstein" empor.

Nach den Zeiten der Schmach besann man sich auf unsere große Vergangenheit und begann mit der Wiederherstellung der Feste Koburg als einem ihrer bedeutsamen Zeichen. Nun ist die Wiedererstandene eine der umfangreichsten und schönsten Burgen im Vaterland, als „fränkische Krone" weithin grüßend ins sonnige Land, kündend, daß nach tiefster Erniedrigung ein Wiederaufstieg kommen wird und muß.

Rätsel

Das erste ruht im Haupte,
Die letzten schafft die Hand;
Doch ach, das Ganze raubte
Schon manchem den Verstand.

Auflösung folgt am Schluß des nächsten Bandes.

Körperübung und Gesundheit in den ersten Lebensjahren des Kindes

Von Willi Steinhof

Kraft und Gesundheit des Menschen sind größtenteils von richtig geleiteter körperlicher Erziehung schon von frühester Jugend an abhängig, sofern der Mensch nicht mit organischen Fehlern geboren oder erblich belastet ist, die durch keine Körperübung völlig behoben werden können; wenn auch Schwächlinge durch Körperübungen bis zu einem gewissen Grade widerstandsfähig werden können.

Fast immer beginnt systematische Körperübung erst mit dem Turnunterricht in der Schule, also mit dem neunten oder zehnten Lebensjahre. Die ersten Kinderjahre sind meist der freien Betätigung des Kindes, entspringend aus unbewußtem Lebensdrang, überlassen. Dieses Zeigenwollen langsam wachsender Kraft ist naturgemäß individuell und hängt von Temperament und angeborener körperlicher Fähigkeit ab. Nicht zu unterschätzen sind ferner die Einflüsse der Umwelt, die in unsrer Zeit, wo die meisten Menschen in Großstädten eng zusammengedrängt leben, von außerordentlich schädigender Wirkung sind. Die körperliche Betätigung der Stadtkinder ist oft sehr gering, da die Erziehung seitens der Eltern sich lediglich auf die Entwicklung der geistigen Kräfte beschränkt. Aus solchen Kindern werden bleichsüchtige, blasse Jungfrauen und schmalbrüstige, bebrillte Jünglinge, bei denen Herz und Lunge in der Entwicklung zurückgeblieben sind, die dem Körper nicht die richtige Ernährung zuteil werden lassen können und ihn so schwach und widerstandslos machen. Daher sind wir den Kindern schuldig, von frühester Jugend an durch richtige Behandlung ihren Körper zu kräftigen und zu stählen. Herz und Lunge

stehen als lebenswichtigste Organe in engster Wechselwirkung. Sie führen durch den Sauerstoff der Luft dem Blut, den Knochen, Muskeln und Nerven die nötige Nahrung zu. Ihre Ausbildung und Kräftigung ist von größtem Wert. Für eine aufrechte Haltung des Körpers ist die Entwicklung des Rückgrates höchst wichtig. Und gerade hier wird in den ersten Lebensjahren viel gesündigt.

Bis zum dritten Jahre sind die Glieder bei dem Kinde kurz. Kopf und Rumpf überwiegen in ihrer Masse. Am auffallendsten ist dies Verhältnis bei den Neugeborenen. Im ersten Jahre ist die Tätigkeit von Herz und Lunge fast ausschließlich ernährend und aufbauend; daher der große Rumpf. Herz und Lunge müssen folglich kräftig arbeiten. Das Herz war schon vor der Geburt tätig, die Lunge beginnt danach zu arbeiten. Sie zu dehnen und brauchbar zu machen, ist die erste instinktive Tätigkeit. Darum ist das Schreien im ersten Lebensjahr eine unbewußte körperliche Selbsterziehung, und wenn das Kind nicht aus Unbehagen oder Schmerzen schreit, so soll man es eine Zeitlang ruhig gewähren lassen, denn das kräftigt Lunge und Herz. Es ist unmöglich, mit dem Kind im ersten Lebensjahr zweckvolle Übungen vornehmen zu wollen, man soll es aber auch in seinem unbewußten Tätigkeitsdrang nicht willkürlich hemmen oder gar zu Tätigkeiten zwingen wollen, die Gesundheitschädigungen zur Folge haben müssen, eine Gefahr, die besonders bei schwächlichen Kindern groß ist. Als Hemmung ist das feste Einwickeln des Kindes zu betrachten; es muß bequem liegen, damit der gesamte Körper ungehindert durchblutet werden kann und die Brust sich unter der Atmung frei zu dehnen vermag. Im Wachen muß das Kind ungehindert strampeln können. Unter dem Zwang zu Tätigkeiten, zu denen die Kraft noch fehlt, ist das Ver-

anlassen zum Sitzen und zum Laufenlernen zu nennen. Das Kind kommt von selbst dazu, wenn es die Kraft dazu verspürt. Bei frühzeitigem Hinsetzen und dem Tragen in sitzender Haltung sinkt der Rumpf zusammen, der Kopf fällt nach vorn, weil er zu schwer ist. Das noch zu schwache Rückgrat biegt sich seitlich aus, und vielfach wird hier der Grund gelegt zu seitlichen Rückgratsverkrümmungen. Kinder sollen im Anfang nur liegen. Die Bewegungen, die sie versuchen, um zuerst die Umgebung zu betrachten, also das Aufrichten und Drehen des Kopfes, später mit Zuhilfenahme der Arme, sind gute Übungen zur Kräftigung der Hals- und Schultermuskulatur, die nicht durch Hinsetzen unterbunden werden dürfen. Kommt das Kind an die Erde, so ist das Kriechen, diese erste Fortbewegung, die gesundeste Körperübung. Durch das Kriechen wird das Rückgrat gestreckt, Rücken- und Schultermuskeln gekräftigt, die Brust wird gedehnt und befördert dadurch die Ausdehnungsmöglichkeit der Lunge. Fühlt das Kind sich stark genug, so wird es anfangen, sich an Stühlen oder Tischbeinen emporzuziehen, um so die ersten Gehversuche zu unternehmen. Man lasse es gewähren, denn es muß Kraft dabei anwenden.

Im zweiten Lebensjahr, wenn das Kind zu laufen vermag, kann man langsam mit leichten Körperübungen beginnen. Atemübungen in der Weise, daß man es tüchtig pusten läßt. Übungen für die Glieder: in der Rückenlage es tüchtig strampeln lassen. Für die Rumpfmuskulatur: in der Bauchlage durch neckisches Spielen es zum Heben und Drehen des Kopfes veranlassen; ferner durch Kriechen auf allen vieren, Pferdchen- oder Hundspielen.

Mit dem dritten Lebensjahr ist das Kind schon fest auf den Beinen. Nun kann man anfangen, den Grund zu natürlichen Fertigkeiten: Laufen, Springen, Werfen,

Klettern, zu legen. Daß dabei Vorsicht zu walten hat, ist selbstverständlich. Werfen mit dem Ball, links und rechts, Springen über Kissen, von der niedrigen Fußbank, Laufen in frischer Luft sind gesunde Übungen, zu denen das Kind unter Aufsicht angeleitet werden kann. Kriechübungen sind auch hier wichtig.

Bis zum Schuleintritt werden die Übungen fortgesetzt und erweitert. Sie sollen fast immer spielend betrieben werden, es kann aber nun auch dem Kind gesagt werden, daß es dadurch stark wird. In diesen Lebensjahren können Hebeübungen vorgenommen werden. Das Kind muß leichte Gewichte, seinen Kräften angemessen, heben und tragen. Es muß versuchen, sich an einen wagrecht gehaltenen Stock mit den Händen zu hängen. Gleichgewichtsübungen durch Stehen und Hüpfen auf einem Bein sind zweckdienlich. Beinübungen durch Niederhocken und Aufstehen, Armübungen durch Stoßen und Armschwingen dienen zur Kräftigung. Man braucht sich mit dem Kinde nur regelmäßig täglich vielleicht eine halbe Stunde zu beschäftigen, so kann man das ganze Programm zu seiner Lust und Freude abwickeln und ihm wertvolle Gesundheit schaffen.

Mit dem Beginn der Schulzeit erstehen durch das ungewohnt lange Sitzen sowie durch die größere geistige Anspannung Gefahren. Durch die Schulspiele werden Schädigungen nicht völlig vermieden. Ergänzungen, die zu Hause erfolgen müssen, sind durchaus nötig. Kriechübungen sind wegen ihres Einflusses auf den Träger des Körpers, das Rückgrat, auf Rücken-, Brust- und Schultermuskulatur, auf die dehnende Wirkung der Brust, unbedingt fortzusetzen. Bewußte Atemübungen dürfen nicht unterbleiben. Alle anderen Gliederübungen zur Kräftigung, Lockerung und Streckung sowie zur Hebe- und

Tragkraft müssen der körperlichen Leistung entsprechend verstärkt werden. Laufen, Springen und Werfen muß das Kind nach Herzenslust können. Im übrigen ist das Spiel mit Altersgenossen das beste Erziehungsmittel.

Wenn nur irgend möglich, führe man das Kind mit der Schulzeit einem gutgeleiteten Verein zu. Man vergesse nicht: Leibesübungen sind besonders in den Kindesjahren ein wichtiger, wenn nicht der wichtigste Teil der Erziehung als aufbauende Gesundheitspflege!

Logogriph

Mein Wort ist Wünschen und Verlangen,
Und ein Bemühen, zu umfangen
Ein festes, wertgeschätztes Ziel,
Sei es im Ernste, sei's im Spiel.

Nimm fort die beiden ersten Zeichen,
So gibt's ein Wort, das ohne gleichen
In sich verbirgt den Stoff und Saft,
Der hochwillkommne Labung schafft.

Und wirfst du noch einmal ein Zeichen
Von unserm Rätselworte streichen,
Hast du ein Wort, das uns benennt,
Was man als glatt und gleich erkennt.

••••••••

Palindrom

Was fest durch Eisen
Den Dieben wehrt,
Wird umgekehrt
Euch wacker beißen,
Wenn ihr's verzehrt.

Auflösungen folgen am Schluß des nächsten Bandes.

Mannigfaltiges

Vom Schwäbischen Meer durch die Lüfte über den Ozean

Die glückliche Vollendung der ersten Ozeanfahrt des neuesten und größten Zeppelinluftschiffes von Friedrichshafen am Bodensee nach Neuyork und Lakehurst war keine flüchtige Tagessensation, sondern ein weltgeschichtliches Ereignis von bleibender Bedeutung. Willig oder widerstrebend, in allen Weltteilen und bei allen Völkern, die über ihre Landesgrenzen hinaus die Vorgänge in der Welt verfolgen, hat man mit Spannung die Fahrt verfolgt, auf sein Glücken oder Mißlingen gelauert — oder gewettet. Und für deutsche Herzen war und ist sie noch viel mehr. Dies Ereignis miterlebt zu haben und ohne ganz unangebrachten Dünkel in seiner Größe und Bedeutung wirklich zu erfassen, ist eine Freude, wie sie uns seit Jahren nicht mehr vergönnt gewesen ist! Nach so viel niederbeugenden Erfahrungen und trennender Gegensätzlichkeit endlich einmal die Verwirklichung einer großen überzeitlichen und übernationalen Idee, die von jung und alt ohne Unterschied der Partei oder Konfession als etwas empfunden wird, „das allem Volk widerfahren wird", das alle erfreuen und begeistern kann! Mit Stolz, Dankbarkeit und Bewunderung gedenkt man des Mannes, den schon als jungen Reiteroffizier diese Idee nicht losließ, und der doch als der „alte Graf Zeppelin" einem jeden im Volk eindrücklich und lieb ist, wie der Alte Fritz oder der alte Blücher. Bis in seine letzten Tage war sein Leben ein Kämpfen um die Vollendung und immer vollkommenere Durchführung dieser menschlichen Großtat, der „Eroberung der Luft", die er zu seiner Lebensaufgabe gemacht hatte. Das Zeppelinmuseum der Friedrichshafener Werft gibt ein ergreifendes Bild von dem Leidensgang eines genialen Menschen, der nur durch die unbeirrbare Beharrlichkeit des an seine gute Sache glaubenden Mannes und einen Fleiß, den keine Mühe bleichte, zum Siegeszug geworden ist. Man sieht dort die ersten Modelle und Zeichnungen, die Bilder der meisten Zeppelinluftschiffe von LZ 1 bis 126! Welche Unsumme von zähem Fleiß

und Gedankenarbeit und nie zufriedener Gründlichkeit prägt sich allein schon in der Zahl aus. Wie viel tragisches Geschick! Wer erinnert sich nicht des schwarzen Tages von Echterdingen. Zuerst verspottet in Witzblättern, dann von seinen Freunden und Beschützern verlassen, gab der unbeugsame Schwabe sein letztes Hab und Gut und seine ganze Kraft daran, um doch zu erreichen, woran er glaubte, was andre, die ihn nach dem ersten Mißlingen einen Narren schalten, auf halbem Wege aufgaben. Und diese Gewissenhaftigkeit der das Beste erzwingenwollenden Präzisionsarbeit ist auch die Seele der Leistungen seiner Mitarbeiter, denen er die Weiterführung überlassen mußte, bis das künstlerische „Nie genug" doch gekrönt wurde durch ein Meisterstück, vor dem auch der Neid verstummte. Darum eben ist nichts unwürdiger, als mit prahlerischen Redensarten sich in dem Erfolg deutschen Geistes und deutscher Arbeit zu sonnen, statt eine heilige Unruhe zu fühlen, dem Beispiel zu folgen und solcher großen Volksgenossen würdig sich zu zeigen!

Den Charakter ernster, nicht auf blendenden Augenblickseffekt und Rekordehrgeiz eingestellter Arbeit trugen auch alle Vorbereitungen und die schließliche Ausführung der Fahrt über den Ozean zur Übergabe des vollendetsten aller bisher erbauten Luftschiffe von der deutschen Werft an den amerikanischen Staat als ausbedungene Reparationsleistung. Die Schwere der Verantwortung und der ganze Ernst der Lage spiegelten sich in den Blicken der Männer, die kurz und wortlos Abschied von den Ihren nahmen, um die entscheidende Fahrt auszuführen. Sonntag, den 12. Oktober 1924 verließ LZ 126 um 6 Uhr 35 Minuten die Halle in Friedrichshafen. Begleitet von den Klängen des Deutschlandliedes stieg das Luftschiff mit blumengeschmückten Gondeln, einunddreißig Mann an Bord, über dem glitzernden Bodensee auf und entschwand den Blicken der Nachschauenden sofort im dichten Nebel. Um 7 Uhr wurde Konstanz, um 8 Uhr 5 Minuten Basel überflogen, und dann ging die Fahrt mit einer Geschwindigkeit von 120 Kilometer in 900 Meter Höhe über Frankreich dahin. Gegen 3 Uhr wurde die Mündung der Garonne passiert, und neun Stunden nach der Abfahrt begann der Flug über den Atlantischen



Das Zeppelinluftschiff über dem Ozean.

Ozean. Am 14. Oktober 5 Uhr 20 Minuten früh wurde über Neuschottland die Küste Amerikas erreicht nach 71 Stunden, und um 3 Uhr 11 Minuten landete L Z 126, das die Amerikaner Z R 3 bezeichnen, an dem Bestimmungsort im Lakehurster Flughafen. 5000 Meilen = 8153 Kilometer hat das nun sturm-

erprobte, seetüchtige Schiff in 81 Stunden 13 Minuten zurückgelegt! Welch ein Fortschritt gegenüber jener Entdeckerfahrt des Christoph Kolumbus, die 71 Tage gebraucht hatte, um von Spanien aus die „Neue Welt" zu erreichen! Die Durchschnittsgeschwindigkeit der Zeppelinfahrt hatte 100 Kilometer, die erreichte höchste Höhe 3680 Meter betragen. Die Riesenstadt Neuyork, wo Hunderttausende von den Dächern und auf den Straßen das „glückhafte" Schiff mit Jubel begrüßten, wurde in 400 Meter in ruhiger Fahrt überflogen. Die Betriebstofftanks hatten bei der Landung noch ein Viertel Füllung, die gut für weitere 1800 Knoten genügt hätte. War auch der erste Teil der Fahrt von gutem Wetter und leichtem Ostwinde begünstigt, schon als das Kap Ortegal und der Golf von Biskaya überquert wurden, war der Wind böig und wuchs zum Sturm zwischen Halifax und den Bermudasinseln. In diesem Gebiet hatte das Schiff seine schwerste Probe der Widerstandsfähigkeit zu bestehen. Aber sie gelang so sieghaft, wie es die Zuversicht des seiner Sache sicheren Führers Dr. Eckener erwartet hatte. Und doch wäre nichts törichter, als wenn wir Unbeteiligten das Gelingen als selbstverständlich hinnähmen. Nur dankbar bewundernd kann man zu den Männern aufsehen, die in vorbildlicher Pflichttreue und kraft ihrer jahrelang in mühevollster wissenschaftlicher Arbeit und technischer Erprobung errungenen Erfahrungen diese Leistung vollbringen konnten, die den deutschen Namen in der ganzen Welt zu Ehren brachte. Nicht nur die Führung des Schiffes mit seinen musterhaft bewährten fünf Maybachmotoren, auch die begleitende Forschungstätigkeit hatte große und neue Aufgaben zu lösen. So galt es, mit neuartigen Instrumenten der Firma Goerz, einem Grundgeschwindigkeits- und Luvwinkelmesser, Richtung und Geschwindigkeit der Luftströmungen rechtzeitig genau festzustellen, um einem gefährdenden Minimum auszuweichen. Ferner hatte die Luftschiffleitung zur außerbarometrischen Höhenbestimmung einen Peilscheinwerfer an Bord. Während das Seeschiff in den vorliegenden genauen Seekarten über Größe und Richtung der Meeresströmungen orientiert ist, hat der Luftschiffahrer noch nicht ein solches zuverlässiges Erfahrungsmaterial

zu seiner Verfügung. Die Windströmungen sind viel unregelmäßiger als die des Meeres, ändern sich rasch und können so anwachsen, daß sie die Schiffsgeschwindigkeit weit übertreffen. Die Kenntnis von Richtung und Stärke des Windes über dem Ozean ist eine Grundbedingung für die Navigation des Luftschiffes. Der sogenannte Kurs- und Geschwindigkeitsucher besteht aus einer Rahmenplatte, in welcher eine kreisförmige drehbare Scheibe eingelagert ist. Die Scheibe hat eine Radialeinteilung nach Graden und konzentrische Geschwindigkeitskreise. Über der Scheibe ist ein mit Gradeinteilung versehenes Lineal verschiebbar angebracht. Soll nun zum Beispiel auf Grund der Meßergebnisse mit dem Grundgeschwindigkeits- und Luvwinkelmesser Richtung und Stärke des Windes festgestellt werden, so dreht man die Scheibe, verschiebt das Lineal so, daß die zwei Punkte auf der Scheibe, von denen der eine gegeben ist durch Kurs und Geschwindigkeit durch Luft, und der andre durch Kurs und Geschwindigkeit über Grund, in die Kante des Lineals fallen, und liest mit demselben Richtung und Geschwindigkeit des Windes ab. Im Achterteil der Vordergondel ist der Peilscheinwerfer so angebracht, daß er senkrecht zur Kiellinie nach abwärts leuchtet. Im Brennpunkt eines Parabolspiegels befindet sich eine hundertkerzige Glühlampe, die nur einen Faden besitzt, der quer zur Kiellinie des Schiffes steht und von dem Scheinwerfer als schmaler Querstrich auf dem Wasser abgebildet wird. Über dem Scheinwerfer ist im Luftschiff eine Richtungslampe angebracht. Mit einem Sextanten wird der Winkel zwischen der Lampe und der Abbildung des Fadens auf dem Wasser gemessen und mit Hilfe des erhaltenen Winkels auf Grund einer Tabelle die Höhe über dem Meeresspiegel festgestellt. Dieses Verfahren ist sogar noch in ungefähr tausend Meter Höhe anwendbar.

Auch der Funkverkehr hatte auf dem Luftschiff Wertvolles zu leisten. Mit der Station Norddeich wurde dauernd Verbindung unterhalten, der jeweilige Standort des Schiffes angegeben, über das Wetter berichtet und Wettermeldungen wurden entgegengenommen. Aber auch mit anderen meteorologischen und Funkenstationen, beispielsweise Annapolis und Bar Harbor in Amerika,

dem Eiffelturm in Frankreich, Bergen in Norwegen und mit den südlich von Grönland stationierten amerikanischen Schiffen wurde Verständigung erreicht. Die meteorologischen Verhältnisse der höheren Luftschichten über dem Atlantischen Ozean waren bisher noch nicht bekannt, und so werden die wissenschaftlichen Beobachtungen, die vom Luftschiff aus gemacht wurden, wertvolle Erweiterung der Kenntnis dieser Wissensgebiete ergeben.

Auch an die Mannschaft wurden die höchsten Anforderungen gestellt und musterhaft erfüllt. Von den Anstrengungen und Strapazen, die mit der Bedienung der Gondeln verbunden sind, macht man sich freilich, wenn man das Schiff so sicher und ruhig dahinschweben sieht, keine Vorstellung. Aber es ist wahrhaftig keine Kleinigkeit, alle vier Stunden zwischen Himmel und Erde hängend eine kaum fünfundzwanzig Zentimeter breite Leiter zur Gondel hinabklettern zu müssen, und der Lärm der Motoren und Propeller ist so fürchterlich, daß die Ohren durch faustdicke Wulste geschützt werden müssen. Alle vier Stunden trat Ablösung ein. Dann ließen sich's die Ermüdeten gut schmecken. Nach Alkohol hat niemand verlangt, denn jeder wußte, daß die trügerische Belebung solchen Getränkes eine Erschlaffung zur Folge hat, mit der die äußersten Kraftleistungen nicht vollbracht werden können, die für den Dienst auf dem Luftschiff unerläßlich sind. Gute Kameradschaft und gehobene Stimmung im Bewußtsein der verantwortlichen, großen Aufgabe verband ohne Unterschied alle miteinander. Und wenn dann nachts alle Lichter bis auf die im Führerstand gelöscht waren, in den Kabinen die Passagiere schliefen, und der im Mondschein schimmernde Zeppelin durch die unermeßlichen Lufträume des schweigenden Firmamentes dahinglitt, zwischen und über Wolken dahin, funkelnde Sterne ringsum, da kam wohl der überwältigendste Eindruck in der Stille der Nacht, die nur vom gleichmäßigen Surren der Propeller unterbrochen wurde. Über schwindelnde Abgründe und durch unerhörte Weiten führende, Kontinente verbindende, getrennte Völker näher bringende Fahrt! Die erste Ozeanfahrt vom deutschen Binnensee über das Meer nach Amerika. Darf es die letzte sein?

In seiner jetzigen Ausgestaltung und nachdem sich die Zeppeline

im Kriegsdienst wegen der Vernichtungsgefahr durch feindliche Artillerie als unzweckmäßig erwiesen, ist das neueste Luftschiff ausschließlich für den friedlichen Weltverkehr bestimmt, für die rascheste Überbrückung der durch Meere getrennten Weltteile. Der amerikanische Kapitän Anton Heinen faßte sein Urteil über diese erste Ozeanfahrt des Zeppelins dahin zusammen: „Das ist nur ein Anfang, ein erster Schritt. Wir sind jetzt auf dem Wege, an dessen Ziel die völlige Umwandlung des Weltverkehrs steht. Wir glauben, daß in wenigen Jahren der Flug über den Ozean als selbstverständlich angesehen werden wird, wie heute eine Überlandfahrt im D-Zug."

Und Dr. Eckener erklärte: „Um diesen Verkehrsweg auf einer absolut sicheren Grundlage auszubauen, müssen noch größere Schiffe gebaut werden als bisher." Kein Abschluß also, sondern ein Anfang der Entwicklung! So plant eine spanische Gesellschaft den Bau von drei bis vier großen Luftschiffen mit einem Gasinhalt von 150 000 Kubikmetern, einer Länge von 250 Metern und einer Motorenstärke von 3600 Pferdekräften.

Und zwischen der Goodyeargesellschaft und dem Friedrichshafener Werk ist es zur Bildung eines neuen Unternehmens gekommen. Aber freilich — wenn Deutschland wirklich der Bau von Verkehrsluftschiffen über 30 000 Kubikmeter Gasinhalt auch weiterhin verboten bleiben sollte, müßte die Halle am Bodensee abgebrochen werden, die deutsche Luftschiffahrt stünde — so ruhmvoll ihre Begründung, ihr Ausbau, ihre Leistungen waren — am Ende. Die Kräfte und Erfahrungen wanderten nach Amerika aus. Kann Frankreich es auf sich nehmen, diese Selbstverstümmelung Europas lediglich aus Haß und Furcht vor den Deutschen zu verschulden? — In jedem Fall aber muß das ganze deutsche Volk die Solidität und Zuverlässigkeit des Zeppelinbaus, die stolze Rettung des deutschen Namens zum Ansporn nehmen, es ihm gleichzutun in Pflichttreue und das Beste erzwingender gründlicher Arbeit. Das wäre ebensoviel wert wie die 2 250 000 Dollars, die Deutschland für das abgelieferte Luftschiff LZ 126, das nun Los Angeles, „Engelskönigin", heißen wird, gutgeschrieben werden auf Reparationskonto. H. Rd.

Schlimme Wirkungen

Zu unserem Kunstblatt auf Seite 75

Schlesien ist gewiß unter den Ländern des Deutschen Reiches eines der schönsten, jedem doppelt lieb, seit Neid und Willkür ein Stück davon polnischer Habsucht ausgeliefert, aber der Ruf schlesischen Weines ist von jeher kein guter. Wer kennt nicht das von Reißiger komponierte Lied des Dichters August Kopisch, eines geborenen Breslauers, „Der schlesische Zecher und der Teufel", das stolz anhebt:

„Auf Schlesiens Bergen, da wächst ein Wein,
Der braucht nicht Hitze, nicht Sonnenschein.
Ob's Jahr ist schlecht, ob's Jahr ist gut —
Da trinkt man fröhlich der Trauben Blut."

Der Böse läßt sich unvorsichtigerweise mit einem ausgepichten Zecher in ein Wetttrinken ein und unterliegt recht kläglich. Zum Schluß kann er nur noch lallen: „. . . Jetzt hab' ich's satt."

„Ich trank vor hundert Jahren zu Prag
Mit den Studenten Nacht und Tag;
Doch länger zu trinken solch einen Wein,
Müßt' ich ein geborener Schlesier sein."

Und der trunkfrohe, weinkundige Dichter Johannes Trojan muß im Jahre 1888 so üble Erfahrungen mit dem schlesischen Grünberger Wein gemacht haben, wie der schwer enttäuschte alte Herr auf unserer Kunstbeilage Seite 75, der im Zorn über den sauren Wein das Glas auf den Boden geworfen hat und sich den Leib hält, vor Schmerz im „Gekröse". Trojan hat dem Naumburger von damals ein grausiges Zeugnis ausgestellt:

„Wenn du ihn schlürfst in dich hinein,
Ist dies, als ob ein Stachelschwein
Dir kröche durch deine Kehle,
Das deinen Magen als Höhle
Erkor, darin zu hausen."

Und — es ist kaum glaublich — er fährt fort:

„Aber der Grüneberger
Ist noch sehr viel ärger.
Laß ihn nicht deine Wahl sein!
Gegen ihn ist der Saalwein
Noch viel süßer als Zucker.
Er ist ein Wein für Mucker,
Für die schlechtesten Dichter
Und dergleichen Gelichter!

Wer ihn trinkt, den durchschauert es;
Wer ihn trank, der bedauert es.
Er hat etwas so Versauertes,
Daß es sich nicht läßt mildern
Und nur schwer ist zu schildern
In Worten oder Bildern."

Aber die schlechten Erfahrungen mit dem „Achtundachtziger Wein" waren im Rheinland auch nicht viel anders, und ernsthaft gemeint ist der Grünberger viel besser als sein ungerechtfertigt übelbeleumundeter Ruf. Die Zahl derer, die ihn mit gespitztem Mund als köstlichen vermeintlichen Mosel priesen, ohne zu ahnen, daß das Gewächs viel nördlicher an dem Strand der Oder beheimatet war, ist Legion. Zu beneiden ist vielmehr, wer ein Fäßchen eines guten Jahrganges Grünberger Wein im Keller sein eigen nennt. Die verdienstvollen Zisterzienser Mönche haben die Reben vor siebenhundert Jahren aus welschem Lande nach Schlesien gebracht, als sie dort so stolze Bauten errichteten wie das Kloster Leubus, in dessen Garten noch heute Reste der alten Rebenkultur zu sehen sind. Ja, in seiner Umwandlung zu Schaumwein zählt der Grünberger sogar zu den preisgekrönten und bestgerühmtesten; ist doch die deutsche Schaumweinbereitung von dieser schlesischen Stadt ausgegangen, wo sie im Jahr 1826 Karl Häusler zum erstenmal aus heimischen Trauben gelang. Der Wein, den der Alte auf unserem Bilde mit dem Stecher aus dem Fasse als wohlmundende Kostprobe zu schöpfen gedachte, die ihm aber übeltat wie fressende Säure, er muß wohl ein recht schlechter Jahrgang gewesen sein. Gegen Grünberger ist nichts zu sagen, aber gegen

solche Übeltäter, über die der schon erwähnte Trojan die Schale seines Zorns ausgießt, wenn er singt:

„Ein frommer Mensch kredenzt dem Nebenmenschen
Kein böses Naß,
Ob er ihm fremden oder vaterländ'schen
Eingießt ins Glas.
Nur was er selbst erprobt und gut befunden,
Schenkt er ihm ein.
Mit einem Wort: nichts andres als gesunden
Und reinen Wein.
Wer aber schändlich mit gemanschten Sachen
Zu täuschen sucht
Und durst'ge Männer tränkt mit Milch von Drachen —
Der sei verflucht!" R.

Auferweckt

Auf der Kleinbahn rasselte und klapperte das Züglein daher. Jetzt hielt es.

Der Bauer Wendrich hatte auf dem kleinen Bahnhof zu tun gehabt und musterte nun die Leute, die den Zug verließen.

Da war ja der Gerichtsvollzieher darunter. Wendrich kannte ihn, von sich und anderen aus dem traurigen Nest, in dem er wohnte.

Wendrich dachte an seine Schulden. Der Gerichtsvollzieher konnte vom Materialwarenhändler in der Stadt geschickt worden sein; der hatte ja geklagt. Er konnte auch von einem anderen kommen, wie das so gehen kann, wenn man so verschiedentlich hängt.

Dann dachte er darüber nach, was bei ihm pfändbar sei. Das war schnell getan. Am meisten ängstigte er sich um das gemästete Schwein.

Wendrich bemerkte einen Jungen, der dem davonklappernden Zug nachschaute, winkte ihn heran und fragte: „Willst du einen Zehner verdienen?"

„Jo!" sagte der Bub mit leuchtenden Augen. Was konnte man sich nicht alles für einen Zehner kaufen!

„Weißt du wer ich bin und wo ich wohne? — Jo? Da hast du einen Groschen. Lauf mal rasch zu meiner Frau und sag', sie soll das Schwein forttreiben, weil —" Wendrich zögerte, aber da fiel ihm ein, daß sie sonst das Schwein nicht forttreiben würde, und sagte: „Weil's einer holen will!"

Der Junge mußte das Sprüchlein wiederholen und lief dann davon. Der kleine Eilbote war bald außer Atem, rannte aber pflichteifrig weiter.

„Na, Junge, was läufst du denn so?" fragte ihn da ein Mann, an dem er vorbeihastete.

„Ich muß schnell zur Wendrichen laufen."

„So, so, zur Wendrichen? Was sollst du denn dort?"

„Ich soll ausrichten, daß sie das Schwein forttreiben soll, weil's einer holen will."

„Junge, den Weg kannst du dir sparen, ich gehe an dem Haus vorbei und will's ausrichten."

Als Wendrich heim kam, schritt der fremde Mann mit dem Schwein, das er an einem Stricke führte, aus der Tür. „Sie sind doch der Herr Wendrich?" fragte er.

Der Bauer rief seiner dabeistehenden Frau zu: „Ist denn kein Junge dagewesen?"

Der fremde Mann sagte: „Ich habe ihn unterwegs getroffen und versprach ihm, seine Botschaft auszurichten."

Dann verschaffte sich der Gerichtsvollzieher einen Treiber und marschierte mit ihm und dem Schwein bahnwärts.

Wendrich wäre am liebsten an den Wänden in die Höhe gelaufen.

Im Dorf gab es viele, die über den Gerichtsvollzieher loszogen, war er doch ein wohlbekannter, aber nicht gerngesehener Mensch. Wo es ging, drückten sich die Leute um die Zahlung, und nicht selten nahm einer der Nachbarn ein fremdes Stück Vieh, das der Gerichtsvollzieher holen wollte, in seinen Stall, bis der „Hausleerer" wieder abgezogen war.

„Nächstens kommt der Kerl wieder zu mir," sagte eines Tages Wendrich zu seinem Nachbar Schmier. „Da hab' ich mir was ausgedacht. Was meinst du, wie wär's, wenn ich sterben täte?"

„Da kann er wohl nichts pfänden, wenn du tot bist," meinte der schnell verstehende Schmier, mit den Augen blinzelnd. „Da mache ich mit!"

Nun klügelten sie alles gut aus. Wendrich wandte ein Stück Geld daran, um einen Mann, der in der Nähe der Bahnstation wohnte, zu gewinnen. Der versprach, wenn der Gerichtsvollzieher käme, auf seinem Haus ein weißes Tuch vor dem Giebelfenster aufzuhängen. Für alles weitere wollten dann Wendrich, Schmier und der Nachbar Krumbholz sorgen.

Es dauerte nicht lange, da kam mit dem Morgenzug der Gerichtsvollzieher. Kaum war er ausgestiegen, da flatterte schon ein weißes Tuch im Wind.

Wendrich spähte zur Zeit, wo der Zug eintraf, eifrig ins Tal hinab. Als er das Tuch sah, ging er schnell zu seinen Nachbarn und Helfershelfern.

Der Gerichtsvollzieher kam ins Haus und fand die Stube dunkel verhängt und nur von zwei Talgkerzen notdürftig erleuchtet. Wendrichs Frau und Kinder und die zwei Nachbarn mit ihren Frauen saßen und standen in trauernder Haltung mit gesenkten Häuptern da.

Er brauchte nicht zu fragen: im Alkoven lag auf schlichtem Lager, mit einem weißen Hemd bekleidet, Vater Wendrich.

Den Beamten ergriff der Anblick. Er sagte sich, daß hier nichts zu holen sei, blieb aber noch eine Weile im Trauerhaus, um sein Beileid auszusprechen. Als er der gebeugten Witwe die Hand drückte, weinten die Nachbarfrauen laut.

Auf einmal hörte der Beamte einen verdächtigen Laut. Es kam ihm vor, als wollte jemand ein Lachen unterdrücken. Die Frauen heulten nun wieder lauter. Der Gerichtsvollzieher ließ sich nichts merken und sagte harmlos: „Ich habe den Verstorbenen gut gekannt. Schade für den Mann. Ich möchte ihn gern nochmal sehen!"

Damit ging er auf den Alkoven zu.

Wendrich lag mäuschenstill. Der Gerichtsvollzieher trat dicht an das Bett heran und betrachtete den in der dämmerigen Kammer Aufgebahrten.

Da geschah etwas Unerwartetes. Der Bauer verzog das Gesicht, jappte verdächtig und platzte los: „Hazzi, hazzi."

„Helf Gott," sagte der Gerichtsvollzieher, „nun sind Sie ja wieder lebendig."

Als der Bauer im weißen Hemde verdutzt dastand, war die Stube leer. Frau, Kinder und Nachbarn waren davongelaufen.

Als die Pfändung vollzogen und der Gerichtsvollzieher schmunzelnd gegangen war, schlichen Schmier und Krumbholz zu ihrem Nachbar hinein.

„Wie kam denn das?" fragten beide zugleich. Wendrich verzog das Gesicht schmerzlich und brummte: „Der vermaledeite Kerl drückte mir — wer denkt denn an so was — die Nase zu. Wer soll denn das aushalten?"

Adolf Thiele.

Kein Staub in der Wohnung!

Gegen den Staub führt die Hausfrau einen nie zu Ende kommenden Kampf. Überall dringt er ein, und jeden Tag setzt er sich wieder da an, wo man ihn gestern vertrieben hat. Und weil ihm an vielen Stellen, auf den Schränken und unter ihnen, hinter großen Möbelstücken und in versteckten Winkeln schwer beizukommen ist, wird die dauernde Bekämpfung des Staubes zuweilen verdrießlich, für ältere und gebrechliche Frauen fast zur Qual, und bequemen jüngeren Leuten kann man sie nicht ohne weiteres anvertrauen. Wie oft fahren die Putzfrauen und Mädchen nur eben dahin mit ihren Lappen und Besen, wohin sie ohne Not langen können, aber drunten — ist's fürchterlich!

Zum Glück hat die neuzeitliche Technik auch in dieser Beziehung den Menschen Mittel zur Überwindung des Übels an die Hand gegeben. Es gibt eine ganze Anzahl unterschiedlich brauchbarer Apparate, die mit oder ohne Zuhilfenahme der elektrischen Kraft den Staub aufsaugen und in einem Sack oder Behälter sammeln. Die Anschaffung eines solchen Hilfsmittels ist entschieden zu empfehlen, wenn es, wie beispielsweise der Vakuumstaubsauger Saugling, so gute und vollständige Staubbeseitigung ermöglicht.

Bei diesem Verfahren werden vor allem Polster, Matratzen und

Teppiche viel besser geschont, als bei dem mehr oder weniger heftigen Ausklopfen und Bearbeiten mit Bürsten; ein Vorteil, der unter den heutigen Verhältnissen mehr als je von Wert ist, und obendrein wird der ohrenbetäubende Lärm, den sonst die Ausklopfer erzeugen, vermieden. Mit dem Saugling langt man, ohne daß man dazu hinknien oder sich überanstrengend aufrecken muß, unter die Schränke, Kommoden und Betten und an hochgelegene Zimmerteile und braucht die schweren Möbel nicht hin und her zu rücken. Der feine, gesundheitgefährdende Staub wird mit diesem Apparat wirklich entfernt, nicht etwa wie beim Abstauben mit Federwischen oder mit trockenen Tüchern nur verschleppt. Die Leerung des Staubbeutels vollzieht sich leicht und ohne Belästigung. Der Stromverbrauch ist gering, etwa ein Drittel eines Bügeleisens, ungefähr 0,17 Kilowatt. Der handliche, 3,8 Kilo schwere Saugling kann an jede Lichtleitung angeschlossen werden. Am Griff ist ein Stromschalter angebracht. Bei Reinigung von Teppichen, Polstern und dergleichen verwendet man ein Saugmundstück, für Parkettboden einen Bürstensauger und für Säuberung von Wänden, Bilderrahmen und dergleichen einen besonderen runden Bürstensauger. Mit diesem stummen Diener Saugling kann man täglich in weniger als einer halben Stunde eine Vierzimmerwohnung vom Staub befreien, wozu man ohne den Apparat Stunden braucht. Man spart also Körperkraft und Zeit, schont die Gegenstände und hat mit dem Vertreiben des gesundheitschädigenden Staubes sichereren Erfolg als bei müh-



Der Vakuumstaubsauger „Saugling“ im Gebrauch.

samer und doch unvollkommen bleibender Handarbeit. Bedenkt man alle diese Vorteile, so kann man nicht leugnen, daß der Preis sich bald bezahlt macht. H. R.

Die bescheidene Sängerin

Die einst in der ganzen Welt bewunderte Sängerin Pauline Lucca konnte enges Schuhwerk nicht leiden. Sobald irgendeine Fußbekleidung gehörig ausgetreten war, mochte sie sich nicht mehr davon trennen, und niemand durfte wagen, ihre alten Schuhe wegzunehmen. Wenn sie öffentlich sang, brachte sie die eleganten neuen Schuhe mit und zog nach dem Konzert die ihr bequemen wieder an. Einmal sollte sie vor einer erlesenen Gesellschaft singen und saß in großer Toilette in der Reihe der mitwirkenden Künstler. Zufällig blickte sie vor sich auf den Teppich; da stockte ihr der Atem. Sie sah ihre große Zehe. Schrecklich! Sie saß in Strümpfen da, denn sie hatte vergessen, die Atlasschuhe, die zum Kostüm gehörten, anzuziehen. In die Garderobe konnte sie nicht mehr. Es war zu spät! Rasch zog sie den Fuß unter die Spitzen-volants zurück und wartete unruhig des Augenblicks, wo sie vor-treten und singen mußte. Würde es gelingen, diesen Defekt vor dem Publikum zu verbergen? So kam die peinliche Minute heran. Pauline Lucca trat vor und sang in auffallender Weise vorwärts geneigt, um ihr Kleid länger zu machen. Niemand be-merkte, daß die Gefeierte keine Schuhe trug. Allgemein be-wunderte man die Sängerin, die sich so überaus „bescheiden" be-nommen habe. Ein Kritiker schrieb begeistert: „Bescheidenheit ist immer das Merkmal wahrer Größe." Er ahnte nicht, warum sich die Lucca an diesem Abend so bescheiden benommen hatte. M. Seib.

Warum der Mensch stirbt

Auch Naturvölker haben über den Tod nachgegrübelt, wie ihre Mythen bezeugen. Die Massaineger schieben die Schuld am Sterben, am Scheidenmüssen auf Nimmerwiederkehr, einem alten, sagenhaften Masai namens Le-eyo zu, der in Erzählungen aus der Frühzeit ihres Stammes eine große Rolle spielt. Der gute Gott Naiteru-kop hatte es einst freundlicher mit den Men-

schen gemeint; er, der den Massai einst auch das Vieh vom Himmel zur Erde niedergesandt, sprach eines Tages zu Le-eyo: „Wenn ein Kind stirbt, so bringe die Leiche weg, aber sage dabei:

‚Mensch, stirb und komm zurück!
Mond, stirb und bleibe fort!'"

Kurze Zeit darauf ward nun ein Kind vom Tod ereilt. Aber da es nicht Le-eyos eigenes Fleisch und Blut war, so nahm er das Kind, trug es fort und dachte ärgerlich: „Was geht's mich an?" Dann sprach er das Sprüchlein, kehrte es aber um, so daß es lautete:

„Mensch, stirb und bleibe fort,
Mond, stirb und komm zurück!"

Er ging heim, und das Kind kam nicht wieder.

Bald darauf starb eines seiner eigenen Kinder, und als er die kleine Leiche vom Hause fortschaffen mußte, da flehte er von Herzen:

„Mensch, stirb und komm zurück!
Mond, stirb und bleibe fort!"

Aber der Gott sprach: „Nein! Es bleibe nun, wie du gesagt hast!" Und so kommt es, daß man den verschwundenen Mond wiederkommen sieht, nicht aber den Menschen, wenn er dahin ging. Diese Mythe, in der ein Mangel an gemeinschaftlichem Fühlen so schwer und grausam nicht nur bis ins dritte und vierte Glied, sondern bis in alle Ewigkeit gestraft wird, ist um ihres ethischen Kernes willen eine der höchststehenden Eingeborenenüberlieferungen, die wir kennen. In anderen Fassungen fand man sie auch bei anderen Stämmen. K. v. J.

Fauler Zauber

Im Jahr 1770 erschien in der damals freien Reichstadt Frankfurt a. M. wenige Tage vor der großen Ostermesse ein Senatserlaß mit folgenden Worten: „Wer irgend einen männlichen Untertan unserer Stadt durch trughafte Mittel, als da sind rote und weiße Schminke, allerlei Essenzen, künstliche Zähne, falsche Haare, Einlagen aus spanischer und französischer Baumwolle

und Seide, eiserne Schnürleiber, falsche Hüften und dergleichen in die Ehe verlockt, wird wegen Zauberei verfolgt, und die Heirat kann für null und nichtig vor Gericht erklärt werden." J. M.

Helf, was helfen mag

Der Vater einer reichen Erbin hatte seine Not mit Bewerbern um seine Tochter. Ein junger Mann führte sich bei ihm mit den Worten ein: „Ihre liebenswürdige Tochter ermutigte mich, mit Ihnen zu sprechen. Unsere gegenseitige Neigung ..."

Der überlaufene Vater unterbrach den Besuch mit den Worten: „Junger Mann, das Mädchen scheint im Kopf nicht richtig zu sein oder ihren Spaß mit Ihnen und mir zu treiben. Sie sind heute schon der vierte, den sie mir als Freier über den Hals schickt. Ich habe den drei anderen meine Einwilligung gegeben und will sie auch Ihnen nicht vorenthalten. Was Sie untereinander daraus machen wollen, wird sich ja zeigen. Nehmen auch Sie meinen Segen." Die Erbin hörte von keinem der vier so Beglückten mehr. E. G.

Mißverstanden

Im Theater erschien ein behäbiger Mann mit verdächtig gerötetem Gesicht und einer auffallend kupferroten Nase, die darauf zu schließen berechtigte, daß der Dicke einem guten Tropfen nicht abgeneigt war. Der Diener, der auch Operngläser verlieh, nahm ihm das Billett ab und fragte: „Wünschen Sie ein Glas?" Der gemütlich aussehende Herr erwiderte: „Nein, ich trinke aus der Flasche!" W. To.

Wie man Diebe erwischt

Drei bis dahin unbescholtene Burschen waren angeklagt, aus einem Taubenschlag wertvolle Tauben gestohlen zu haben. Vor den ersten Richter gebracht, leugneten sie mit Beharrlichkeit, und da sich kein Zeuge fand, war es so weit gekommen, daß man sie unbehelligt lassen wollte. Der Bestohlene brachte seine Klage vor einen anderen Richter, dem er seine Sache vortrug und steif und fest behauptete, einer der Kerle, ein Mensch mit einem roten Muttermal auf der Stirn, sei der Dieb. Als die drei Verdächtigen vor

dem neuen Kadi erschienen, sprach dieser mit lächelnder Miene: „Keiner von euch hat die Tauben gestohlen. Ich hörte es schon. Wenn man aber leugnet, Tauben gestohlen zu haben, so sollte man sich wenigstens davor hüten, verräterische Federn dieser seltenen Vögel auf dem Turban zu tragen." Einer der Burschen, der das Mal auf der Stirn hatte, fuhr unwillkürlich nach seiner Kopfbedeckung, um die Federn abzuschütteln. Bald darauf gestand er, daß er der Dieb gewesen sei. M. Gül.

Tragödien im Walde

Ich habe in vielen Jahrzehnten als Jäger bereits eine große Zahl trauriger Fälle beobachtet, in denen Wild durch einen unglücklichen Zufall ein qualvolles Ende fand. So besitze ich Geweihe zweier „verkämpfter Hirsche". Diese Geweihe hätte ich mit aller Gewalt auseinanderbrechen müssen, wenn ich sie einzeln als Schmuck in meinem Arbeitszimmer hätte aufhängen wollen. Ich ließ sie vereint, und sie sind unter meinen Jagdtrophäen das seltenste Stück. Diese beiden Hirsche, deren im Kampfe ineinandergeratene Geweihe sie zu elendem Hungertode verdammte, fand ich einst im Jagdrevier Tegernsee auf einer Waldblöße verendet auf. Der Moosteppich war dort in einem Kreise von etwa sechs Meter von den Läufen der sich hin und her zerrenden Tiere aufgewühlt. Welche Qualen müssen die Tiere durchgemacht haben, bevor Erschöpfung und Hunger ihnen das erlösende Ende brachte?

Zum Glück ist „verkämpftes" Wild selten. Ich weiß nur von drei Fällen, in denen ineinanderverflochtene Stangen Hirschen oder Rehböcken den Tod brachten. Denn zumeist werden die gegen ihren Willen so fest vereinten Tiere noch zur rechten Zeit aufgefunden und mit Hilfe einer scharfen Säge befreit.

Häufiger als „verkämpftes" findet der Weidmann „eingeklemmtes" Wild. So wurde ich einmal bei einem Spaziergang im Forst durch lautes Rascheln im Dickicht von dem schmalen, wenig begangenen Fußsteig abgelockt und fand dann einen Rehbock, der mit dem Gehörn zwischen zwei aufeinanderliegende Astgabeln eines starken Haselnußstrauches geraten war und dort festsaß. Das Tier hatte sich in der Todesangst den ganzen Hals

wundgerieben und wäre vielleicht elend eingegangen, wenn mich nicht der Zufall an jener Stelle vorbeigeführt hätte. Als ich die Äste auseinanderbog, wollte der Bock in die Dickung flüchten, brach aber vor Erschöpfung zusammen. Erst nach einer Stunde hatte er sich soweit erholt, daß er flüchten konnte.

Nicht immer bringt jedoch dem zwischen starken Zweigen oder auch dichtstehenden Bäumen festgeklemmten Wild ein glücklicher Zufall den Retter herbei. Ein Freund, der häufig bei einem Jagdherrn auf der Insel Rügen zu Gaste war, erzählte mir, daß er dort einmal ein Stück Damwild verendet in einem Wildgatter hängend aufgefunden habe. Die schadhaften Stellen des Wildgatters hatte man mit weitmaschigem Drahtgeflecht ausgebessert, und durch ein Loch dieses Geflechts hatte der Damhirsch seinen Kopf gezwängt, wahrscheinlich, um von dem jenseits des Gatters stehenden Hafer zu naschen. Beim Zurückziehen des Kopfes war er dann mit den Geweihstangen in die Drahtmaschen geraten und hatte sich auf diese Weise so fest verfangen, daß er nicht mehr loskam und zugrunde gehen mußte.

Auf noch eigentümlichere Weise hatte der Tod einen Rehbock ereilt, den Forstarbeiter auf einer Waldblöße verendet auffanden. Der Bock steckte mit Kopf und Gehörn fest in einem alten, hohlen Eichenstumpf und war in dieser Lage verhungert. Er hatte offenbar nach einer langen Periode großer Hitze und Trockenheit von Durst gequält in dem hohlen Baumstumpf nach Wasser gesucht und blieb dann mit den Spitzen des Gehörns beim Zurückziehen des Kopfes in dem Loch hängen. Die Qualen solch bedauernswerter Kreaturen sind kaum auszudenken und rühren wohl nicht nur das Herz eines Weidmannes zu tiefem Mitleid. W. K.

Angemessene Behandlung

Der durch seine Tüchtigkeit nicht minder als durch Humor und Grobheit berühmte Berliner Arzt Professor Frerichs wurde einmal nachts aus dem Bett zu einem Kranken gerufen, dessen ganzes Leiden sich als eine harmlose Erkältung erwies. Die Frau des Kranken aber machte durch überschwengliches Jammern aus der leichten Unpäßlichkeit einen höchst gefährlichen Zustand und

ließ in ihrer Zungenfertigkeit dem Arzte kaum Zeit zu den nötigsten Fragen. Endlich wurde Frerichs das Gerede lästig, und er sagte verdrießlich: „Der ganze Bettel war das Aufstehen nicht wert. Die schlimmste Krankheit Ihres Mannes sind Sie. Ich wollte, Sie hätten Ihre Zunge erkältet, und zwar tüchtig; das wäre für ihn wie für jeden anderen Menschen ein wahrer Segen."

„Ach Gott, Herr Professor!" jammerte die sorgliche Gattin. „Wenn Sie eine halbe Stunde eher gekommen wären, würden Sie das nicht sagen. Denken Sie nur, zwanzigmal hintereinander hat mein armer Mann geniest. Was hätte ich da anders tun sollen, als nach Ihnen schicken?"

„Sie hätten zwanzigmal ‚Helf Gott' sagen sollen," antwortete Professor Frerichs und ging zur Tür hinaus. P. H.

Auflösungen der Rätsel des 2. Bandes:

des Bilderräfels S. 89: Nur in der eigenen Kraft ruht das Schicksal der Natur;
des Rätsels S. 89: die Zunge;
des Homonyms S. 118: Halt;
des Quadraträtsels S. 155: siehe nebenstehend;
des Logogriphs S. 155: Schneider, Neider, Eider;
des Rätsels S. 155: der Kuß.

L	E	E	R	E
E	I	S	E	N
E	S	S	I	G
R	E	I	S	E
E	N	G	E	L

Lösungen unserer Rätsel aus dem Leserkreise

Richtige Lösungen unserer Rätsel in Band 13, Jahrgang 1924 trafen nachträglich ein von Fritz Faatz, Affenheim, O.-H. (5) und Alfred Zschaubitz, Nürnberg (5). Ferner trafen Lösungen von Rätseln in Band 1, Jahrgang 1925 nach Redaktionschluß von Band 2 ein, so daß sie in diesem Band noch nicht aufgenommen werden konnten: Joseph Anders, Königinhof (7); Hilda Ballas, Dombrau, Tschechoslowakei (5); Heinrich Bangel, Frankfurt a. M. (6); Fritz Faatz, Affenheim, O.-H. (8); Walter Habenstreit, Krimmitschau (3); P. Keil, Zwickau (5); Fritz Klein, Raunheim a. Main (7); Heinrich Krebs, Bergen bei Frankfurt a. M. (8); Franz Leischner, Kaiserslautern (3); Heinrich Lotz, Bergen bei Frankfurt am Main (8); Frau Lilli Noack, Homburg (7); Dr. Raimund Pihan, Tetschen a. E. (8); Bruno Picard, Schlotheim i. Thür. (7); L. Schutt, Lambrecht (7); Gustav Spott, Merseburg (6); Reinhold Wagner, Lodz (3); Maria Wolter, Frankfurt a. M. (6); Wilhelm Zeitz, Hohenfürth (6); Franz Zinke, Tetschen a. E. (8); Curt Eifrig, Leipzig-Gohlis (1).

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Stephan Steinlein in Stuttgart



Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig

Spiel- und Sport-Bibliothek des Union-Verlags

Jeder Band in Taschenformat, steif broschiert

Schul- und Sportschwimmen
Von A. Benecke
237 Seiten mit 69 Abbildungen
Gm. 2.— (Schw. Fr. 2.70)

Fechten mit dem leichten Säbel
Von Carl Böhlke
69 Seiten mit 22 Abbildungen
Gm. —.80 (Schw. Fr. 1.—)

Der Mehrkampf
Von G. von Donop
120 Seiten mit 41 Abbildungen
Gm. 1.80 (Schw. Fr. 2.40)

Sportgymnastik
Von G. von Donop
68 Seiten mit 25 Abbildungen
Gm. 1.20 (Schw. Fr. 1.60)

Deutsches Wandern
Von Dr. Heinrich Gerstenberg
120 Seiten mit 28 Abbildungen
Gm. 1.80 (Schw. Fr. 2.40)

Schule des Fußballspiels
Von Willi Knesebeck
95 Seiten mit 25 Abbildungen
Gm. 1.80 (Schw. Fr. 2.40)

Die Schule des Schneelaufs
Von C. J. Luther-München
34.—43. Auflage
68 Seiten mit 47 Abbildungen
Gm. 1.— (Schw. Fr. 1.30)

Schule des Florettfechtens
Von Wilhelm Oswald
64 Seiten mit 14 Abbildungen
Gm. —.80 (Schw. Fr. 1.—)

Handball · Barlauf Schleuderball
Von Karl Otto
130 Seiten mit 48 Abbildungen
Gm. 1.80 (Schw. Fr. 2.40)

Faltbootsport und Kleinsegelei
Von C. B. Schwerla-München
98 Seiten mit 72 Abbildungen
Gm. 1.50 (Schw. Fr. 2.—)

Was ein Faltbootfahrer wissen muß
Von C. B. Schwerla-München
61 Seiten mit 18 Abbildungen
Gm. —.80 (Schw. Fr. 1.—)

Leichtathletische Übungen
Von J. Sparbier und Henry Schumacher
135 Seiten mit 52 Abbildungen
Gm. 2.— (Schw. Fr. 2.70)

Schlagball · Faustball Trommelball
Von J. Sparbier-Hamburg
142 Seiten mit 63 Abbildungen
Gm. 2.— (Schw. Fr. 2.70)

Zu haben in allen Buchhandlungen


Biblioteka Główna UMK
300020176428

